

Rustebuef,  
ein französischer Dichter des XIII. Jahrhunderts.

Von  
Dr. Adolf Kressner,  
Oberlehrer.

Beilage zum Jahresbericht der Neuen Realschule zu Cassel Ostern 1894.

Cassel.  
Druck von L. Döll,  
1894.

1894 Progr. Nr. 414.

94a  
16  
(1894)

414



# Rustebuef,

ein französischer Dichter des XIII. Jahrhunderts.



Wenn man den Blick vergleichend über die Geschichte der westeuropäischen Völker im 13. Jahrhundert schweifen läßt, so bleibt er unwillkürlich voll Bewunderung an der Frankreichs haften. Während Italien durch die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen seine besten Kräfte nutzlos sich aufreiben sah, während Deutschlands edelstes Mark durch innere Streitigkeiten verzehrt wurde, während England unter den bürgerlichen Unruhen seufzte, welche die Regierungen Heinrichs II. und Heinrichs III. über das Land brachten, erfreute sich Frankreich der weisen und gewissenhaften Verwaltung des Heiligen Ludwig, genoß die Früchte und Segnungen inneren Friedens und strahlte nach außen hin in unvergleichlichem Glanze. Hatte Philipp II. noch mit den Engländern um den Besitz seines Landes streiten müssen, hatte Ludwig VIII. die Provence mit Waffengewalt und grausamem Blutvergießen unterworfen, so wufste der milde und weise Ludwig IX. die Zwistigkeiten mit den Engländern beizulegen, die königliche Macht zu stärken, Willkür und rohe Gewalt unter die straffe Zucht des Gesetzes zu stellen, die Entwicklung der Städte zu fördern, Handel und Gewerbe zur Blüte zu bringen, den Übergriffen des Papsttums energisch zu begegnen und so die Herzen des Volkes zu gewinnen und sie mit festen Banden an das kapetingische Herrscherhaus zu ketten.

Kann es da Wunder nehmen, daß unter solchen Verhältnissen auch die französische Litteratur einen Aufschwung nahm, wie ihn die anderer Völker nicht kannte? Das 12. Jahrhundert hatte jene zahlreichen Heldengedichte (chansons de geste) gezeitigt, welche ihren Siegeslauf bald über die ganze gebildete Welt nahmen und den französischen Sitten und der französischen Sprache den Weg zu den anderen Nationen bahnten; diese Periode war zwar dahin, aber immerhin hat auch das 13. Jahrhundert, besonders in seiner ersten Hälfte, beachtenswerte chansons de geste und schöne Romane des bretonischen Sagenkreises hervorgebracht; die meisten aber der anderen Litteraturzweige bildeten sich erst oder entwickelten sich zu schönerer Blüte in der zwischen Philipp-August und Philipp dem Schönen liegenden Epoche. So sehen wir das erste Stammeln der französischen Geschichtsschreibung in dem Werke Ville-Hardouins, der seinerseits wieder Joinville den Weg weist; die Satire, die sich schon am Ende des 12. Jahrhunderts bemerkbar macht, erhält durch Rustebuef eine ungeahnte Macht, mit der Klerus und Adel rechnen muß; die dramatische Litteratur erhebt sich aus den ersten rohen Anfängen; die lyrische Poesie macht eine Periode der Erneuerung durch unter dem Einflusse der provenzalischen Dichter; vor allem aber blüht das echt französische Genre

der Erzählung in Versen, das Fabel, mit ihren pikanten und durchaus nicht blöden Scherzen und satirischen Anspielungen; erwähnen wir endlich noch, daß der Roman de Renart um neue »branches« vermehrt wurde, und daß Jean de Meun den Rosenroman, der in den ersten Jahren der Regierung des heiligen Ludwig begonnen wurde, während der Regierung Philipps III. zu ende führte.

Unter den eben genannten beiden Fürsten hat auch Rustebuef gelebt. In den meisten Litteratur-Kompendien wird er nur als bedeutender Satiriker erwähnt; ein Blick auf seine Werke aber zeigt, daß er — abgesehen von dem bereits in die Zeit des Verfalls eingetretenen Heldenepos und dem seinem Charakter wenig entsprechenden Liebeslied, als dessen Hauptvertreter im 13. Jahrhundert Thibaut IV. von Navarra gilt — sich an alle Zweige der Dichtkunst gewagt hat und sein Talent in lyrischen, satirischen, allegorischen Gedichten, im Drama, in Heiligen-Leben, in Fablels bewährt hat, so daß er als der vielseitigste und vollständigste Vertreter der altfranzösischen Litteratur gelten kann\*).

Die Nachrichten über das Leben der altfranzösischen Dichter fließen spärlich, von den meisten ist uns nur der Name und der Heimatort bekannt, in bezug auf ihre übrigen Verhältnisse sind wir auf dürftige Notizen in ihren Werken angewiesen, falls wir nicht gezwungen sind, ganz auf die Kenntnis derselben zu verzichten. Was nun den Dichter anbetrifft, mit dem wir uns in den folgenden Blättern beschäftigen wollen, so wissen wir von seinem Leben verhältnismäßig viel, über den Ort seiner Herkunft nichts, über seinen Namen haben sich Streitigkeiten erhoben.

\*) Ausgabe seiner Werke von Jubinal (*Oeuvres complètes de Rutebeuf, trouvère du XIIIe siècle*, Paris 1859 und 1874); von Krefsner (*Rustebuefs Gedichte*, Nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben, Wolfenbüttel 1885). Wir zitieren nach der letztgenannten Ausgabe.

Er erwähnt zwar seinen Namen oft und knüpft Wortspiele daran, wie besonders die folgende Stelle zeigt (298, 2122—2134):

Se Rustebues rudement rime  
Et se rudesce en sa rime a,  
Prenez garde qui la rima,  
Rustebues, qui rudement œvre,  
Qui rudement fet la rude œvre,  
Qu' assez en sa rudesce ment,  
Rima la rime rudement;  
Quar por nule rien ne croiroie  
Que bues ne feist rude roie,  
Tant i meist l'en grant estude.  
Se Rustebues fet rime rude,  
Je n'i pert plus; mes Rustebues  
Est aussi rudes come bues.

Aber Jubinal und Paulin Paris sind der Ansicht, daß der Name Rustebuef, da er stets ohne Taufnamen oder Vornamen sich findet, nur ein Beinamen, ein »nom de guerre« sei. Die Beobachtung, daß die alten Dichter sich entweder beim Vornamen, oder beim Vornamen mit Angabe der Herkunft, oder mit Vornamen und Zunamen nennen, ist richtig (vergl. Crestiens [de Troyes] — Jean Bodel — Adam de la Hale); aber warum soll der Dichter, der einen zu vielfältigen Wortspielen verleitenden Vaternamen hatte, nicht mit Vorliebe ihn angewandt haben; warum soll die Sitte, sich mit dem Vaternamen allein zu nennen, die hundert Jahre später Villon befolgte, sich nicht, wenn auch nur vereinzelt, auch schon im 13. Jahrhundert\*) gefunden haben? Wir wollen also den Namen Rustebuef als den richtigen Vaternamen des Dichters ansehen.

Über die Heimat Rustebuefs ist nichts Gewisses bekannt. Nun könnte man zwar aus der Sprache seiner Werke auf die Provinz, aus der er stammt, schließen; sprach man doch anders in der Normandie, anders in der Pikardie, anders in Burgund, anders in Ile-de-France. Auch hat Chabaille (*Journal des Savants* 1839, S. 43. 280) behauptet, daß Rustebuef aus der

\*) Ein anderes Beispiel aus diesem Jahrhundert findet sich in Bartsch, *Chrestomathie de l'anc. franç.*: *Icest exemple fist Bernier — Qui la matere enseigne a fere.*

Champagne wäre, und stützt sich dabei auf die Orthographie in dem Gedicht »Renart le Bestourné« und auf die Stelle in »Herberie Rustebuef«: *En cele Champaingne ou je fui nex* (S. 118, 37). Doch bemerkt Paulin Paris ganz richtig, daß die drei hauptsächlichsten Handschriften, welche die Werke des Dichters enthalten, verschiedene Nuancen der Sprache aufweisen, die den Kopisten zur Last fallen, und in der zweiten Stelle sei *Champaingne* als *Feld, Thal* zu nehmen. Jubinal stellt sich auf die Seite von Paulin Paris, nur daß er *Champaingne* als die Provinz Champagne genommen wissen will; doch möchte er aus dieser Stelle keinen Schluß auf die Herkunft Rustebuefs machen, da die »Herberie« nicht ernsthaft gemeint, sondern einem Quacksalber in den Mund gelegt sei. Doch weist er auch Paris' Meinung, daß, da Rustebuef in seiner *Complainte Gefroy de Sargines* genauere Kenntnis der intimen Verhältnisse dieses Mannes zeige, er in dessen Umgebung, zu Sargines bei Sens, auf der Grenze der Champagne und Burgunds, aufgewachsen sein muß, zurück, denn in den übrigen *Complaintes* zeigte er dieselbe genaue Kenntnis von dem Leben der Männer, deren Lob er singt, und müßte demnach ebenso gut in der Champagne, in Poitou, in Languedoc aufgewachsen sein. Er neigt sich vielmehr der Meinung zu, daß Rustebuef ein echtes Pariser Kind sei; aus vielen Stellen seiner Gedichte gehe hervor, daß er in der Hauptstadt wohnte und sie kaum je verlassen hat.

Die Frage ist bei den geringen Anhaltspunkten, die uns Rustebuefs Gedichte liefern, schwer zu entscheiden. Und dennoch besitzt die Wissenschaft ein Mittel, Licht in die Sache zu bringen. Es ist ja richtig, daß die Schreibung in den Handschriften von der Willkür des Schreibers abhing, der jedesmal die Sprache des engen Bezirkes seiner Mundart zur Geltung zu bringen suchte; was aber der Kopist nicht ändern konnte, das waren die Reime,

denn an sehr vielen Stellen würde der Reim sofort verschwinden, wenn man das eine Reimwort durch seine mundartliche Form ersetzen wollte. Betrachten wir nun die Reime\*) unseres Dichters, so erkennen wir mit Leichtigkeit, daß bei ihm vom normannischen Dialekte keine Rede sein kann, da die in diesem Dialekt streng geschiedenen Silben *-an* und *-en* untereinander gebunden werden, da für *-ie* niemals *-ei* eintritt (wie z. B. *peid* für *pie*); da lat. *ē* in betonter offener Silbe nie *ei*, sondern *oi* ergibt; da das Imperfektum stets auf *-oie*, nicht auf *-eve* endigt. Auch das Pikardische ist ausgeschlossen, da der Dichter stets z. B. *gentix*, nie *gentius* sagt, *i* also nach *ē* und *i* ausfallen läßt; da *e* vor ursprünglich hellem Vokal *e* bleibt, vor ursprünglich dunklem aber zu *eh* wird; desgleichen das Burgundische und Lothringische, da aus der lat. Perfekt-Endung *-arunt* stets *-erent* wird, nicht *-arent*, da ferner *a* in geschlossener Silbe zu *a*, nie zu *ai* wird. Hieraus geht hervor, daß Rustebuef in der Sprache von Ile-de-France schrieb. Ich habe daher auch bei der Herausgabe der Werke des Dichters die Schreibung zu grunde gelegt, welche der berühmte Fabel-Codex 837 der Pariser Nationalbibliothek — in welchem der größte Teil der Gedichte Rustebuefs erhalten ist — aufweist, da er mir den Pariser Dialekt am besten zu repräsentieren schien; die in den anderen Handschriften enthaltenen, in anderen Dialekten geschriebenen Gedichte habe ich uniformiert.

Wegen der nicht francischen Formen, wie *mi* für *moi* (im Reime mit *enemi* und *ami* 26, 81 und 42, 619), *veir* für *veoir* (im Reime mit *beneir* 55, 861), der Pluralform *enterriens* für *enterrions* (im Reime mit *riens* 55, 1207) wegen der vereinzelt vorkommenden Bindung von *iee* mit *ie*, wegen des pikardischen Reimes

\*) Da an dieser Stelle auf das Nähere nicht eingegangen werden kann, so sei auf Jordan's klare und übersichtliche Abhandlung *Metrik und Sprache Rustebuefs* in der Zeitschrift »Franco-Gallia« V, S. 213, 255, 331 verwiesen.

*desperance : remembrance : franche* 51, 60 sind wir durchaus nicht berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß Rustebuef nicht im Dialekte von Ile-de-France geschrieben habe. Auch in anderen, sonst rein dialektischen Gedichten finden sich solche Ausnahmen, die sehr oft einfach als Reimlicenz aufzufassen sind. Ich möchte aus dem Vorkommen dieser Formen den Schluß ziehen, daß Rustebuef seine Jugend in der Bourgogne verlebt hat, daß er frühzeitig nach Paris gekommen ist, und daß ihm bei seiner in der Hauptstadt entwickelten poetischen Thätigkeit solche Reminiscenzen an seine östliche Heimat in die Feder gekommen sind — ein Schluß, in dem ich durch die oben erwähnte Annahme Paulin Paris' bestärkt werde.

Untersuchen wir nunmehr, was wir aus Rustebuefs Werken über sein Leben erfahren. — Geboren wurde er, wie eben ausgeführt worden ist, in Burgund. In behaglichem Nichtsthun, allenfalls seine Mußezeit mit der Lektüre der zeitgenössischen Litteratur ausfüllend, scheint er aufgewachsen zu sein, ohne Sorge um den kommenden Tag; hatte er doch ein Gut, das ihn immer wieder aus der Verlegenheit riß: seine Gabe zu reimen und seinen witzigen Vortrag. So ist er wohl im Lande umhergezogen, Familienfestlichkeiten mit seinen Gedichten verschönend, vornehme Leute beim Mahle ergötzend, oder auch auf Marktplätzen und öffentlichen Wegen die Menge mit rohen Spässen und Zoten zu brüllendem Jubel hinreißend. Er gehörte zu jener Zunft, die das Mittelalter mit Jongleurs bezeichnete, und von der er selbst sagt:

Es ist doch männiglich bekannt,  
Und jeder weiß es in dem Land:  
Wird wo gefeiert das Hochzeitsfest,  
Und scharen sich zubauf die Gäst',  
Gleich wandern auch die Sänger hin —  
Auf so was geht ja stets ihr Sinn —  
Bergauf, bergab, zu Fuß, zu Roß  
Eilt flugs herbei der Sänger Trofs.

(Charlot le Juif.)

Diese Jongleurs wurden stets mit Freuden aufgenommen und heimsten reichen Lohn ein,

der gewöhnlich in Kleidungsstücken und Lebensmitteln bestand. Da es aber nicht alle Tage Feste gab, bei denen es hoch herging, so sahen die Jongleurs auch bittere Not oft genug bei sich zu Gaste; auch Rustebuef wußte ein Lied davon zu singen. Diese Schattenseiten seines Standes hat er mit gelassener Ruhe ertragen, sein leichtlebigeres Temperament half ihm über alle Sorgen hinweg. Er ist freigebig, wenn er die Tasche voll hat; geht es ihm schlecht, so borgt er seine Gönner an, ohne sich sehr um die Zurückerstattung zu grämen. Daß man ihm einmal Gleiches mit Gleichem vergilt, macht ihm wenig aus; wir kennen den Namen eines seiner Schuldner, dem er in liebenswürdiger Ironie ein Gedicht widmet:

Der Bricheimer's Geschäft versteht:  
Wie fürsorglich er früh und spät  
Sein Gut zu bessern ist bedacht!  
Dabei so höflich, sanft und sacht!  
Im Versprechen steht er seinen Mann,  
Jedoch vom Halten merk' ich wenig;  
Auf meine Gelder ich warten kann,  
Wie die Bretonen auf ihren König.  
Ach Bricheimer, lieber Herre mein,  
Ihr habt bezahlt die Schuld gar fein:  
Euer Beutel drum nicht leerer ist,  
Das sieht doch jeder gute Christ.  
Nun laßt mich einen Rat Euch geben,  
Es kostet ja nicht gleich das Leben:  
Schreibt Euer Versprechen auf Pergament,  
Sei's auch in Eurem Testament.

Den tollen Vergnügungen und Lastern seiner Zeit wird unser Jongleur nicht abgeneigt gewesen sein; besonders aber war er dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben, einem hauptsächlich Burgund heimsuchenden Übel, das ihn oft genug in die größte Not und Verzweiflung brachte.

Der gute Gott im Himmelszelt,  
Er hat's mit mir gar schlimm bestellt,  
Mir armen Tropf! . .

Zur lieben Sommerzeit, juchhei!  
Da sing' ich wie ein Vogel frei,  
Trag' hoch den Kopf.

Naht aber sich der Winter kalt,  
Dann bin entblättert ich gar bald,  
Ade, Gesang!

Dann hab' ich meinen Witz vergessen,  
Dann bin ich nackt, hab' nichts zu essen,  
Vollständig blank! . .

Ich will's nur zu gestehen wagen:  
Die Würfel schuld an allem tragen,  
Ohn' jeden Zweifel!

Wie Späher liegen sie am Wege,  
Sie packen mich auf jedem Stege,  
Hol' sie der Teufel!

Sie ziehen aus mir Rock und Weste,  
Kennt jemand wohl so schlimme Gäste?  
Sie morden mich!

Er weiß wohl, wie sehr ihn das Würfelspiel  
schädigt, wie es ihn zur Trunksucht verleitet,  
wie es ihn an den Bettelstab bringt — umsonst,  
c'est plus fort que lui.

Durch irgend welche Umstände, sei es durch  
ein ausgedehnteres Wanderleben, sei es dadurch,  
daß er sich einem der burgundischen Großen  
anschloß, kam er nach Paris und wurde schnell  
in die politischen, religiösen und litterarischen  
Streitigkeiten seiner Zeit hineingerissen. Auch  
scheint er sich frühzeitig verheiratet zu haben,  
doch entrifs ihm der Tod seine Frau nach kurzer  
Zeit, ihn wieder in das unstäte Vagabundenleben  
zurückwerfend. In die folgenden Jahre fällt die  
Abfassung seiner Satiren; er hatte die Welt,  
besonders aber das Treiben der Geistlichkeit  
und der Mönchsorden zur Genüge kennen ge-  
lernt und schleuderte nun seine scharfen Pfeile  
gegen Verlogenheit und Heuchelei. Freilich  
darf man nicht glauben, daß ihm immer die  
eigne Überzeugung die Feder in die Hand ge-  
drückt habe:

Gereimt hab' ich und hab' gesungen,  
Und manches Lied ist mir gelungen,  
Wozu man heimlich mich gedungen . . .

sagt er von sich selbst in dem Gedicht »La Mort  
Rustebuef«. Nebenbei verdiente er seinen Unter-  
halt durch Abfassung von Nekrologen (Com-  
plaintes) auf hochstehende Personen, von alle-  
gorischen Reimereien, vor allem aber durch  
lustige Erzählungen (Fables), wie sie damals  
besonders beliebt waren.

Im Jahre 1261 heiratete er zum zweiten  
Male, nicht zu seinem Heile; denn seit dem Tage

seiner Hochzeit hat er keine vergnügte Stunde  
mehr gehabt. In dem Gedichte »Le Mariage  
Rustebuef« klagt er sein Leid:

Eintausend zweihundert sechzig Jahr,\*)  
Seitdem Maria ihn gebar,  
Der aller Sünder Heiland war,  
Vergangen sind;  
Acht Tage nach dem Weihnachtsfest,  
Wo durch die kahlen Bäume bläst  
Der eisige Wind —  
Beging ich meine Narretei,  
Da brockte ich mir ein den Brei,  
Daran ich wüрге.  
Hab' je ich jemanden gekränkt,  
'Nen bösen Schimpf ihm angehängt,  
Des bin ich Bürge:  
Sieht der in meinem Unglück mich,  
Vergiebt er mir ganz sicherlich  
Von ganzem Herzen . . .  
Ein Kreuzzug ins Ägypterland  
Ist nicht so schwierig als der Stand,  
In dem ich lebe.

Und nun erzählt er, wie er seinen Feinden ein  
erwünschtes Schauspiel gegeben habe, indem er  
ein Weib heimführte, das aufser ihm niemand  
achtet noch liebt. Arm ist sie wie eine Kirchen-  
maus, fünfzig Jahre hat sie auf dem Rücken, so  
mager und häßlich ist sie, daß er ihrer ehe-  
lichen Treue sicher sein kann. Dazu die größte  
Not in der Wirtschaft; seit der Zerstörung Trojas  
hat man solches Elend nicht gesehen. Die  
Hoffnung auf den nächsten Tag ist sein einziges  
Fest; man könnte ihn für einen Priester halten,  
denn man bekreuzigt sich vor seinem Unglück  
mehr, als wenn er das Evangelium sänge. Die  
Märtyrer waren besser dran, sie wurden geröstet,  
gesteinigt, gevierteilt, dann aber war auch ihre  
Pein vorbei, die seine dauert sein ganzes Leben  
ohne Nachlaß.

Aber es sollte noch schlimmer kommen,  
und Rustebuef sieht sich genötigt, Gott zu bitten,  
daß er ihn über sein Unglück nicht den Verstand  
verlieren lasse. Traurig genug in der That ist

\*) Nach heutiger Rechnung 1261, da damals das neue  
Jahr zu Ostern anfang. — Wenn Rustebuef zur Zeit seiner  
Heirat etwa 40 Jahre zählte, so würde seine Geburt ungefähr  
in das Jahr 1220 fallen.

das Bild, das er uns in der »Complainte Rustebuef« entrollt: seine Frau ist in die Wochen gekommen und liegt schwer krank darnieder; im anderen Bett liegt er selber krank: er hat sein rechtes Auge verloren, das Auge, »auf dem er am besten sah«; sein Pferd hat ein Bein gebrochen; der Wirt verlangt drohend die Miete; die Amme will ihr Geld haben, sonst »würde der Junge zurückkommen und im Hause brüllen«; alles ist verkauft und verpfändet. Und seine Freunde?

Wo sind die Freunde mir geblieben,  
Die ich umfaßt mit meinem Lieben  
Und so gehegt?

Mir scheint, sie waren dünn gesät;  
Nun hat darüber der Wind geweht,  
Sie fortgefegt.

Er wendet sich mit dem Gedicht an den Grafen von Poitiers, den Bruder des heiligen Ludwig, einen seiner Hauptgönner, und verspricht, vernünftig und nüchtern zu werden, woraus man folgern könnte, daß er in seine alten Fehler verfallen sein mag. Man darf wohl annehmen, daß der Graf aus den launigen Worten des Dichters ersehen hat, wie nahe ihm das Weinen war, und daß er seiner Not ein gnädig Ohr geliehen hat.

Doch einige Jahre später, zur Zeit des Kreuzzuges gegen Tunis, scheint Rustebuef an den äußersten Rand des Elends gekommen zu sein; jetzt wendet er sich direkt an den König. »Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll«, ruft er aus, »wenn ich von meiner Armut sprechen will. Von anderer Gut habe ich gelebt, das man mir geliehen hatte; jetzt aber lassen mich alle im Stich, da man mich als arm und verschuldet kennt; jeder weiß sich meinen Bitten zu entziehen, und ist nur darauf bedacht, sein eigen Gut zu hüten; Ihr, Herr König, habt selbst Schuld daran, denn auf zwei Kreuzzügen habt Ihr mir auch die paar guten Leute entzogen, die mir noch zu helfen pflegten.

Jetzt hilft mir keiner auch nur ein wenig;  
Vor Kälte hust' ich, vor Hunger gähn' ich,  
Halb tot bin ich und übel dran.

Nicht kenn' ich Decken mehr und Betten,  
Im ganzen Reich, drauf will ich wetten,  
Giebts keinen solchen armen Mann.  
Ich muß auf einem Strohsack liegen:  
Ein Bett von Stroh ist kein Vergnügen,  
Wie ich Euch wohl versichern kann.  
So thue ich Euch denn zu wissen:  
Des Brots zu kaufen einen Bissen  
Fehlt mir an Geld, fehlt an Kredit.  
Hier in Paris, von Glanz umgeben,  
Führ' ich ein reines Hundeleben,  
Glaubt, edler König, meinem Lied,  
Nicht eine Mark mehr in der Hütte;  
So sehr ich auch Sankt Marcus bitte,  
Das Wunder nimmermehr geschieht;  
Was »Vater« sein heißt, das weiß immer,  
Was »unser« ist, wahrhaftig nimmer  
Mein sorgenvoll beschwert Gemüt.

Aber der König hat diese Verse kaum gelesen, er und viele seiner Getreuen sahen ihr Vaterland nicht wieder und büßten ihr Leben in der Fremde ein. So wurde denn der Dichter seiner letzten Zuflucht beraubt; ein anderer König, andere Große kamen auf, die Zeiten änderten sich, und man sah den armen und verkommenen Trouvère über die Schulter an. Auf diese Gelegenheit scheint die Geistlichkeit, sein Hauptgegner, nur gewartet zu haben; jetzt lockte man den mürbe gewordenen Mann mit dem Trugbild eines behaglichen Alters, unter der Bedingung, daß er sein Reimen liefse, oder es wenigstens in den Dienst der Kirche stellte und alle satirischen Pfeile im Köcher behielt. Wir haben ein tief trauriges Gedicht von Rustebuef, welches uns einen Einblick in seinen Seelenzustand gewährt, und das er sehr bezeichnend »La Mort Rustebuef« nennt:

Jetzt muß ich wohl das Reimen lassen!  
Kann ich es selber doch kaum fassen,  
Daß ichs so lange hab' getrieben!  
Fast will mir brechen drob das Herz,  
Daß, nur ergeben nichtigem Scherz,  
Ich konnt' vergessen, Gott zu lieben.  
Statt Psalmensingens, frommer Lieder,  
That ich, was Göttlichem zuwider,  
Und hing an irdische Lust den Sinn.  
Wenn nun beim großen Weltgericht  
Nicht Jesu Mutter für mich spricht,  
Dann möchte schlimm sein mein Gewinn.

Ach, daß so spät mir kommt die Reue!  
Daß ich so spät an Gottes Treue  
Und seine Liebe lernte glauben!  
Wenn kaum der Fromme wird bestehen,  
Wie wird's mir Armen erst ergehen?  
Muß das nicht allen Trost mir rauben?  
Genährt hab' ich, o schlimmer Gauch,  
Mit fremdem Gut den faulen Bauch,  
Und keiner that's mir gleich im Lügen.  
Wenn ich nun sag: Ich wußt' es nicht,  
Wie Demut und wie Reue spricht,  
Das wird dem Richter nicht genügen.

Dem Leib hab' ich gethan den Willen;  
Und um den Beutel mir zu füllen,  
Hat mich der Satanas verführt,  
Daß manches Lied ich hab' gesungen,  
Wozu man heimlich mich gedungen,  
Mit Geld den Mut mir angeschürt.  
Wird Gottes Mutter voller Milde  
Mir armem Sünder nicht zum Schilde,  
Dann fürchte ich gar schlimmen Lohn.  
Mir hilft kein Arzt; kein Wundermann  
Mit seinen Mitteln nützen kann,  
Als nur allein Mariens Sohn.

So war denn der rege, streitlustige Geist Rustebuefs kirre gemacht, nur fromme Gesänge flossen ihm noch aus der Feder, auch eine Art religiösen Dramas schuf er damals — ohne auch hier seine Formgewandtheit und seinen poetischen Sinn zu verleugnen. Wo und wann er gestorben ist, wissen wir nicht, wahrscheinlich hat er in einem Kloster, fern von dem Getriebe der Welt, sein Leben beschlossen, in diesem seinem Geschicke gleich so manchem kühnen Troubadour und Trouvère, von denen uns die Litteraturgeschichte erzählt.

Wenn wir nun dazu übergehen, die zahlreichen und inhaltlich mannigfaltigen Werke Rustebuefs zu besprechen, so müssen wir in erster Reihe seine satirischen Dichtungen erwähnen. Und da müssen wir in hohem Mafse erstaunen über die Entschlossenheit, über die Verachtung der ihm wegen seines Freimutes drohenden Gefahr, mit der Rustebuef dem pfäffischen Unwesen seiner Zeit entgegengetreten ist. Wir besitzen von ihm ein Gedicht, »La

chanson des Ordres«, in welchem er die ganze Schar der sich unter Ludwig IX. breitmachenden religiösen Orden aufmarschieren läßt, nicht ohne jedem ein bezeichnendes Witzwort anzuhängen. Da erscheinen zunächst die Predigermönche, auch Dominikaner oder Jacobiner (ihr Kloster lag in der Rue St. Jacques) genannt, die äußerlich grofse Armut zur Schau tragen, aber in ihrem Schatz manches Goldstück aufspeichern, bei dessen Erwerb es nicht redlich zugegangen ist; dann folgen die Minoriten oder Franziscaner, die das Evangelium im Munde führen, aber nicht danach thun; dann die Trinitarianer, die ihrer Ordensregel zufolge nur auf einem Esel reiten dürfen, und denen der Dichter sarkastisch zuruft:

Schlau seid ihr und bedacht,  
Habt aus Eseln Rosse gemacht.

Die Carmeliter (auch Frères Barrés genannt, wegen ihrer mit Querstreifen besetzten Tracht) verstehen gut zu leben, »vierschrötig und feist sind sie«; nicht minder die Frères Sachers (Frères du Sac, ein nur kurze Zeit bestehender Bettelorden): sie sehen aus wie gut genährte Senner, die aus ihrem Kuhstall treten. Und nun gar die weiblichen Orden! Die Filles du Roi, auch Filles-Dieu genannt, ein von Ludwig IX. geschaffener Nonnenorden mit widerrufbaren Gelübden, bewegen Rustebuef zu dem Ausruf:

Hundertvierzig Töchter und mehr  
Machen des Königs Beutel leer.  
Hat sich ein Edler je vermessen  
Und so viel Töchterlein besessen?

Am schlimmsten aber treiben es die Beguinen, einer der ältesten weltlichen Orden, welche sich 1258 in Paris niederliessen und durch ihr skandalöses Leben, das ihnen durch sehr bequeme Ordensregeln erleichtert wurde, allgemeinen Unwillen hervorgerufen zu haben scheinen; ihnen schleudert Rustebuef einige seiner schärfsten und bittersten Worte entgegen, die sich hier der Wiedergabe entziehen.

Nicht minder interessant ist in diesem Sinne das Gedicht: »Les Ordres de Paris«, nur

dafs hier der leicht hingeworfene Witz dem Tone ernster Satire und bitteren Schmerzes Platz macht. Es mögen hier einige Strophen des Gedichtes stehen:

Im Namen Gottes des Einigen,  
Des Heiligen, Dreieinigen,  
Ein Lied zu singen ich beginn',  
Zu dem schon lang mich trieb mein Sinn;  
Dabei — mags Euch auch nicht bequemen —  
Will vor den Mund kein Blatt ich nehmen.  
Den Stoff giebt mir die böse Zeit,  
Die nichts weifs von Barmherzigkeit,  
Die täglich immer schlimmer wird,  
Zu großer Freud' dem Höllenvirt.

Sie, die nie was gelernet han,  
Was wenden die für Kniffe an,  
Um sich den leeren Sack zu füllen!  
Die werfen sich in graue Hüllen,  
Die tragen Kutten auf nackter Haut,  
Doch wehe dem, der ihnen traut!  
Die werden durch Kriechen und falschen Schein  
In Frankreichs Hauptstadt Herren fein.  
O Gott, behüte Paris die Stadt,  
Die solch' Geschmeifs zu tragen hat.

Die Barré haben mit Behagen  
Ihr Lager dorten aufgeschlagen,  
Wo nah' sie den Beguinen sind,  
Zu denen zählt manch' schönes Kind.  
Wenn sie nun zu einander gehen,  
Wer wird darin was Schlimmes sehen?  
Sie alle müssen allerwegen  
Auf frommem Pfade sich bewegen,  
Einander helfen, trösten, schützen,  
Nach Leibeskräften einander nützen.

Gar leicht geht's zu bei den Beguinen;  
Ich kann mit einem Beispiel dienen:  
Wünscht eine sich den Ehestand,  
Dann streift sie ab das Mönchsgewand.  
Drum tritt man gern dem Orden bei;  
Ich wüßte nicht, was leichter sei,  
Als sich der Fessel zu entlasten;  
Bei ihnen unbekannt ist's Fasten.  
Wenn drob sie kommen zu himmlischer Freud,

Dann thut mir Sankt Laurentius leid . . .  
Jetzt muß ich die Jakobiner Euch zeigen!  
Sie nennen Paris und Rom ihr eigen,  
Besetzen der Päpste und Könige Thron  
Und klappern im Beutel mit goldenem Lohn.  
Weh' dem, der stirbt und nicht sie nennt  
Als schluckende Erben im Testament:

O, dessen Seele war übel beraten,  
Sie muß im höllischen Feuer braten.  
Ihr Hafs ist furchtbar, d'rum schweige ich Tropf,  
Denn ich fürchte für meinen armen Kopf . . .

Die Gottestöchter sind nun zu nennen,  
Doch muß ich offen hier bekennen,  
Dafs niemals mir zu Ohren kam,  
Dafs Gott der Herr ein Weib sich nahm.  
Glaubt Ihr die Lüge dumm und faul,  
Dann halt' ich mein geschwätzig Maul;  
Wenn nicht, zum Teufel ihr Gaukelspiel,  
Womit schon mancher Gimpel fiel!  
O heilige Jungfrau, schau' darein,  
Wie ist gewachsen die Sippe Dein!

Wer hätte je es sich gedacht,  
Dafs unser König ist bedacht  
Mit einer solchen Töchtterschar?  
Und doch, bei meiner Treu', 's ist wahr:  
Der König zeugt der Töchter viel,  
Die Töchter treiben dasselbe Spiel.  
Lieb' Frankenland, du bist zu preisen,  
Kannst nun und nimmermehr verweisen . . .

Nun höret noch von den Karthäusern!  
Sie wohnen jetzt in städtischen Häusern,  
Sie haben satt die Einsamkeit,  
Sie machen in Paris sich breit.  
Der wahre Glaube geht in Stücke  
Zum Evangelium wird die Tücke;  
Ein Gerechter nicht bestehen kann,  
Er ist nur sicher als Ordensmann:  
Verachtet sind die wahrhaft Frommen.  
O, dafs es soweit konnte kommen!

Dieselben bitteren Vorwürfe gegen die Orden erhebt er in dem Gedicht »Des Règles«, sowie in den einzelnen Orden gewidmeten Strophen (Des Jacobins, Des Cordeliers, Des Beguines); dieselben Klagen über die Verkehrung des göttlichen Wortes, über das unsittliche Treiben der Mönche, über die Habsucht der Orden kehren bei jeder Gelegenheit wieder, und immer wieder klingt der Vorwurf gegen den König daraus hervor, der durch seine Nachgiebigkeit und schlecht angebrachte Frömmigkeit der Ausbreitung der Orden und der Stiftung neuen Vorschub geleistet hat.

Die Streitigkeiten, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Jacobiner mit der Universität hatten, waren Wasser auf Rustebuefs

Mühle. Schon lange hatten die Bettelorden die Demut vergessen, welche ihre Ordensregel ihnen vorschrieb; der Einfluß, den sie bei ihrer Berührung mit allen Klassen der Gesellschaft auf dieselbe ausübten, war ihnen zu Kopf gestiegen, sie hielten sich für von Gott inspirierte Erneuerer der Kirche, und einer von ihnen, Johann von Parma, hatte die Naivität gehabt, ein neues Evangelium zu schreiben, *L'Évangile Éternel*, in welchem die Absichten und Lehren des Ordens mit großer Verwegenheit vorgetragen wurden. Ihren Einfluß suchten sie aber vornehmlich auf die Universität auszudehnen und sie trachteten danach, sich in den Besitz von Lehrstühlen zu setzen, von denen herab sie ungestört und nachdrücklich wirksam sein könnten. Im Anfang der Regierung Ludwigs IX. hatten sie es bei dem Bischof von Paris durchgesetzt, daß ihnen ein Lehrstuhl der Theologie übertragen wurde, und kurz darauf noch einer. Nachdem sie nun einmal in der Universität Fuß gefaßt hatten, suchten sie sich daselbst unabhängig zu machen; sie weigerten sich, die Statuten zu beobachten und für die Interessen der anderen Lehrer einzustehen. Mit Ausschließung bedroht, klagten sie ihre weltlichen Kollegen an, gegen die Kirche und gegen den König zu konspirieren, und brachten die Sache sogar vor den Papst, überzeugt, daß er ihnen Recht geben würde. Bei dieser Gelegenheit verfaßte Rustebuef, der ein eifriger Anhänger der Universität war, seine „*Descorde de l'Université et des Jacobins*“:

Heut muß ich von einer Zwietracht sagen,  
Die zu Paris in diesen Tagen  
Gewisse Leute eifrig schüren,  
Die Glauben, Mitleid, christlich Leben  
Und Friede, Eintracht, ehrlich Streben  
Beständig in dem Munde führen;  
Doch muß mir jeder pflichten bei,  
Daß Wort und That sind zweierlei.  
Es ist Euch wohl gleich klar geworden:  
Gemeint ist der Jakobiner-Orden.  
Von Gott hat er den Mund stets voll,  
Wie sündhaft Zorn und Haß und Groll,  
Und wie verliert die Seligkeit,

Wer seinen Bruder haßt voll Neid —  
Und er ist's, der den Kampf begehrt,  
Weil man die Hochschul' ihm verwehrt.

Als einst sie kamen auf die Welt,  
Da war's mit ihnen wohlbestellt:  
Sie waren rein, der Tugend Hort,  
Und ehrten Gott und Gottes Wort.  
Jedoch der Stolz zog ein bei ihnen;  
Nun eilen sie mit trotz'gen Mienen,  
Wo Undank sich und Hoffahrt bläht,  
Zum Sturz der Universität.

Und dennoch sollte jeder streben  
Die Universität zu heben,  
Da sie Brot, Bücher und Gedanken,  
Kurz, was sie sind und was sie haben,  
Der Universität verdanken.  
Wie lohnen sie so hehre Gaben?  
Dem Teufel gleich, der den zerreißt,  
Der sich seinen treusten Diener heißt.

Der kühnste Verteidiger der Universität war einer der weltlichen Professoren, Guillaume de Saint-Amour. Auf dem Katheder und in seinen Schriften kämpfte er gegen die Bettelorden mit derselben Schärfe und denselben Waffen des Spottes, wie Rustebuef; besonders donnerte er gegen das »Ewige Evangelium« Johanns von Parma, das ihm gotteslästerlich und gefährlich erschien, und zu dessen Widerlegung und Vernichtung er das Buch von »den Gefahren der jüngsten Zeit« verfaßte. Selbstverständlich setzten sich die angegriffenen Orden zur Wehre, und so tobte die Fehde eine ganze Reihe von Jahren, 1250—1257. Der Papst verdammt zwar beide Bücher, aber seine Unparteilichkeit war nur scheinbar, denn er schleuderte nicht weniger als vierzig Bullen gegen die Universität und verfolgte Guillaume de Saint-Amour mit seinem tiefsten Hase. 1256 suchte eine Pariser Synode unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Sens den Streit zwischen der Universität und den Jakobinern zu beenden; Guillaume hatte bei dieser Gelegenheit eine Zusammenkunft mit dem Könige, der ihm das Versprechen abnahm, sich dem Urteil der erwählten vier Schiedsrichter zu unterwerfen, wohingegen er sich anheischig machte, die geistlichen Orden zu zwingen, ein Gleiches zu thun. Der Papst jedoch kassierte,

offenbar im Einverständnis mit dem König, der in dieser Angelegenheit keine schöne Rolle spielte, das vermittelnde Urteil der Schiedsrichter, entzog Guillaume und drei andern Lehrern der Universität die Lehrbefugnis und setzte es durch, daß Guillaume aus Frankreich verbannt wurde. Er mußte sich nach Saint-Amour, seiner in der Franche-Comté gelegenen Geburtsstadt, zurückziehen.

In diesem Kampfe stand Rustebuef auf der Seite Guillaumes, und zwar trat er für ihn mit solchem Eifer und solcher Schärfe ein, daß man wohl zu der Annahme berechtigt ist, daß Freundschaft die beiden so verschieden gearteten Männer verbunden habe, die übrigens aus derselben Provinz stammten und vielleicht von Jugend auf einander kannten. Indem er hier auf der Seite des Mannes stritt, der einen Thomas von Aquino, Bonaventura und Albert den Großen zu Gegnern hatte, erhob er sich hoch über die übrigen Jongleurs, hoch über jene marktschreierischen Dichterlinge, die es als ihre Aufgabe ansahen, den süßen Pöbel zu belustigen.

Mit welcher Energie Rustebuef die Sache seines Freundes und Gönners verteidigte, wie er auch mit den härtesten Vorwürfen gegen König und Papst nicht zurückhielt, das mögen einige Verse aus dem „*Dix de Messire Guillaume de Saint-Amour*“ zeigen:

Nun höret, Fürsten und Prälaten,  
Die Unvernunft und Missethaten,  
Die an Herrn Wilhelm man vollbracht,  
Den man gethan in Bann und Acht.  
So wurde nie ein Mensch vernichtet.  
Doch Gott, der über alles richtet,  
Wird den verbannen von seinem Thron,  
Der so spricht allen Rechten Hohn,  
Wer Recht verweigert, Streit begehrt,  
Und dies sein Recht, das man ihm wehrt,  
Will Meister Wilhelm unumwunden.  
Prälaten, ich muß Euch bekunden,  
Daß darin Ihr Euch habt schimpfiert.  
Herrn Wilhelm, den hat exiliert  
Der Papst entweder oder König.  
Nun höret auf mein Wort ein wenig:  
Wenn so groß ist des Papstes Macht,

Daß er kann thun in Bann und Acht,  
Wie's ihm gefällt, 'nen Ehrenmann,  
Der eines andern Unterthan,  
Dann ist der König ein Hampelmann,  
Und seine Macht nicht wert 'nen Deut.  
Und wenn der König sich nicht scheut,  
Vor allem Volke zu gestehen,  
Daß die Verbannung sei geschehen  
Auf Alexanders, des Papstes, Bitte,  
Nun, dann ist das ganz neue Sitte,  
Von der ich nie etwas gehört.  
Denn wahrlich, der Fürst ist nichts wert,  
Der sich gleich läßt in's Bockshorn jagen  
Und keinen Widerspruch thut wagen u. s. w.

Auch die „*Complainte Guillaume de Saint-Amour*“ behandelt die Angelegenheit in ähnlicher Sprache; der Dichter legt seine Worte der Kirche in den Mund, die sich über ihre falschen Freunde beklagt und über das Schicksal ihrer wahren, besonders Guillaumes, ihres »Vaters«, jammert; sie empfiehlt ihren Getreuen dem Schutze Jesu-Christi und der Jungfrau Maria.

Erst nach Alexanders IV. Tode wurde Rustebuefs Wunsch erhört, obgleich schon 1259 die Kollegen Guillaumes eine Bittschrift an den König gesandt hatten: er kehrte im Triumph nach Paris zurück und starb daselbst um 1270. Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden, ob sich die Verfolgung von seiten des Papstes nicht auch auf die Parteigänger Guillaumes, also auch auf Rustebuef, erstreckt habe; und da ist allerdings eine Bulle Alexanders vorhanden, der anordnete, in Paris nicht nur das Werk Guillaumes zu verbrennen, sondern auch die »ungeziemenden Gesänge und Reime«, welche gegen die Dominikaner und Franziskaner verfaßt worden seien. Ob wohl Rustebuefs Gedichte darunter waren? Die Frage ist wohl mit »nein« zu beantworten, wenngleich er sich an verschiedenen Stellen darüber beklagt, daß er nicht mehr frei reden könnte, und in dem *Dit d'Hypocrisie* uns mitteilt, daß vorsichtige Leute sich versteckten, um seine Gedichte zu lesen. Sonst wären wohl eben diese Gedichte

nicht mehr vorhanden, und noch viel weniger ähnliche, die mit noch größerer Freiheit gegen Papst und König donnerten.

Verwandt mit den eben besprochenen satirischen Gedichten gegen die Mönchsorden sind die, welche die Gebrechen der Zeit im allgemeinen geißeln. Hier ist es nicht nur die Geistlichkeit, der die Wahrheit gesagt wird, sondern auch die Advokaten, die bürgerlichen Behörden, die Kaufleute, die Arbeiter, die Bauern müssen sich ihre Fehler in harten Worten vorwerfen lassen. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung das Gedicht „*La Vie du monde*.“ Die heilige Kirche, ruft der Dichter aus, klagt, daß jeder sich zum Kriege gegen sie anschicke, es schlafen ihre Söhne, und sie ist in großer Gefahr, wenn Gott ihr nicht mit seinem Rate beisteht. Die Gerechtigkeit hinkt, das Recht wird gebeugt, Edelsinn wankt und Wahrheit strauchelt, christliche Liebe erkaltet, Glaube fehlt, — kurz, die Welt hat keine Wurzel, keinen Grund mehr. Falsche Ware und Wucher sind an der Tagesordnung, Keuschheit liegt darnieder, Wollust triumphiert, jeder denkt nur an seinen Leib und kümmert sich nicht um seine Seele. Was ist die Ursache von alledem? Der Mangel an Gottesfurcht, wie ihn des Papstes Herrschaft züchtet; daher kommen alle die Übel, welche die Tugend beugen. Da muß man Wehe rufen über Frankreich, das Land der franken und freien Männer; jetzt ist es um diesen seinen Ruhm geschehen, und nur deshalb, weil es zu nachsichtig und nachgiebig gegen die Forderungen Roms gewesen ist. — Sollte man nicht meinen, einen Reformator des 15. oder 16. Jahrhunderts zu hören?

Dasselbe Thema behandelt er in dem Gedicht „*De l'Etat du Monde*“; er erklärt, daß die Welt einst gut war; jetzt sei sie das Gegenteil; ein jeder werde jetzt ein Raubvogel, der nur nach seinem Vorteil trachtet, und wenn auch der Nächste darüber zu Grunde geht. Er wendet sich zunächst gegen die geistlichen Orden, die manches Grundstück und Haus besäßen, die

manchen Thaler im Beutel hätten, die immer nähmen ohne zu geben, kauften ohne zu zahlen.

Wohl können sie den Reichtum mehren.  
 Wer predigt noch an den Altären?  
 Wer liegt vor Jesu, vor Marien,  
 Vor den Aposteln auf den Knien?  
 Nach ihrer Regel ist der Beste,  
 Wer auf die Dinge dieser Welt,  
 Auf Gold, auf Wollust, lustige Feste  
 Am meisten hat den Sinn gestellt . . .  
 Nun muß ich von der Kirche sprechen,  
 Von den Canonici, den frechen,  
 Die mästen sich mit Kirchengut,  
 Das anvertraut ist ihrer Hut.  
 Ob da ein Armer geht zu Grunde  
 An Hunger, Frost, an böser Wunde,  
 Ob ihm das Herz vor Kummer bricht,  
 Das kümmert unsern Schmerbauch nicht.  
 Ist nur mit Gold gefüllt der Kasten,  
 Ist warm ihr Rock mit schönen Quasten,  
 Dann thun sie sich den Henker kümmern  
 Um eines armen Teufels Wimmern . . .  
 Nun müßt Ihr mich noch weiter hören!  
 Zu der gelehrten Zunft gehören  
 Die Advokaten, die bestallt.  
 Das Recht zu fördern, Unschuld schützen,  
 Dem unterdrückten Mann zu nützen:  
 Sie thun dem Rechte an Gewalt,  
 Und, von dem falschen Feind gedungen,  
 Verkaufen sie ihre feilen Zungen;  
 Was vorn ist, setzen sie nach hinten  
 Mit ihren trügerischen Finten,  
 Und Schliche wissen sie genug,  
 Um zu verdecken den Betrug.  
 Denn wenn das Geld in den Beutel klingt,  
 Das beste Recht zu Boden sinkt.

Darauf eifert Rustebuef gegen die Übergriffe der Vögte und Gemeindevorsteher, denen er besonders Habsucht zum Vorwurf macht, die verstehen es gründlich, ihre Untergebenen zu rupfen und wissen hauptsächlich bei der Vergebung von Ämtern die Schäfchen zu scheren. Und nun gar die Kaufleute!

Die sind zu jeder Zeit bereit  
 Zu leisten einen falschen Eid,  
 Und schwören, daß sind gut und heil  
 Die Waren, die sie halten feil,  
 Und dennoch sind es faule Lügen,  
 Da sie, wo's immer geht, betrügen.

Auch die »kleinen Leute« verdienen eine Rüge,  
 2\*

welche als Diener und Arbeiter ihren Unterhalt gewinnen; sie wollen gut bezahlt sein und wenig arbeiten, und wenn sie arbeiten, hüten sie sich wohl, auch nur eine Minute länger thätig zu sein, als sie brauchen. Selbst die Bauern draußen auf den Weinbergen wollen gute Bezahlung für wenig Arbeit.

Jetzt komm' ich zu der Ritterschaft,  
Der mangelts heut an Saft und Kraft.  
Kein Olivier, kein Roland mehr,  
Sie alle hat verschluckt das Meer;  
Und wolltest Du die Welt durchwandern,  
Wo findest Du wohl Alexandern?  
Verkommen sind sie und verfallen,  
Es leben nur von Raub die meisten.  
Verschwunden sind die stolzen Recken  
Aus ihren glanzdurchströmten Hallen  
Und wegelagernd, hinter Hecken,  
Aus sicherm Hinterhalt, erdreisten  
Sie sich den Kaufmann anzufallen.

Die Klage über den Verfall der Ritterschaft leitet uns auf ein anderes Gebiet der poetischen Thätigkeit Rustebuefs hinüber, auf seine Kreuzlieder. Der Dichter ist ein begeisterter Anhänger der heiligen Kriege und schont keine Bitte, hält mit keiner Drohung und Satire zurück, wenn es gilt, die trägen Gemüter zur Teilnahme an dem »überseeischen Zuge« zu begeistern; man könnte wirklich zu der Annahme kommen, daß er selbst im Morgenlande gewesen ist, so lebendig schildert er die unglücklichen Verhältnisse der Christen, so genau kennt er die Gesinnungen und Bestrebungen der Großen, welche in der Kreuzzugs-Bewegung des 13. Jahrhunderts eine Rolle spielen — doch ist dies nur eine Vermutung, welche sich aus des Dichters Werken nicht als Wahrheit beweisen läßt. Wir werden in die Zeit nach dem ersten Kreuzzug Ludwigs IX. versetzt; bei seinem Abzuge aus dem heiligen Lande hatte der König die Festung Saint-Jean-d'Acre Herrn Gieffroi de Sargines anvertraut und ihm hundert Ritter zurückgelassen. Rustebuef schwärmt geradezu für diesen Helden, der mit einer handvoll Leute Wunder der Tapferkeit verrichtet; wenn man ihm erlaubte, sagt er, seine Seele

gegen eine andere einzutauschen, so würde er die Gieffrois nehmen, und wenn seinen Körper, so keinen anderen als den des Tapferen. Daß Gieffroi oft in harte Bedrängnis geriet, erfahren wir aus dem Gedichte *La Complainte Gieffroi de Sargines*, worin Rustebuef Gott und die Heiligen bittet, den Helden in ihren Schutz zu nehmen — denn auf den König und die Christenheit könnte man wohl kaum rechnen.

Der Dichter sah es nun als seine Aufgabe an, die Könige, Geistlichen und Ritter zu erneuten Anstrengungen gegen die Türken aufzurufen, und mit warmen Worten suchte er ihren säumigen Sinn zu wecken. »Ihr Kaiser, Könige und Grafen«, so ruft er aus in der *„Complainte d'outre mer“*, Ihr Herzöge und Fürsten, denen man zum Vergnügen Geschichten erzählt von denen, die da in der Ferne für die heilige Kirche kämpften, sagt mir, wofür denkt Ihr das Paradies zu erwerben? Jene, von denen man Euch berichtet, gewannen es durch ihre Mühen und das Martyrium, das sie auf Erden erlitten. Seht, jetzt ist es Zeit, Gott selbst ruft Euch; seht, wie er die blutüberströmten Arme ausbreitet, er, durch den Ihr aus dem Feuer der Hölle erlöst seid. Beginnt ein neues Leben, dienet dem Herrn mit lauterem Herzen, er zeigt Euch den Weg zu seinem Land, das widerrechtlich man beschimpft, dem Land, in das er seinen Sohn sandte, und wo er gelebt hat und gestorben ist. Ha, König von Frankreich, Treue und Glauben wankt; kommt ihm zu Hilfe, Ihr und der Graf von Poitiers und Ihr anderen Barone! Jetzt gilt's! Jetzt sehet nicht auf Gold und Silber, wo das Recht Gottes auf dem Spiele steht. Gott will, daß die ihm zu Hilfe kommen, welche einst zu seiner Rechten sitzen wollen. Und Ihr Prälaten, die Ihr, um den Leib vor dem Winde zu schützen, nicht zur Frühmette gehen wollt, die Ihr nach gutem Weine nur und leckeren und stark gewürzten Speisen trachtet — Euer ist der Krieg, Euer Gott ist es, der Euch ruft; Ihr denkt nur daran, den Leib zu mästen, was aber wird aus Eurer Seele werden? Ach

Ihr Geistlichen, Ihr Pfründenbesitzer, die Ihr so gut zu leben versteht und Euren Bauch zu Eurem Gotte macht — wie schlecht verwaltet Ihr das Erbe des Gekreuzigten! Und Ihr Ritter, was werdet Ihr sagen am Tage des jüngsten Gerichts, wenn Gott Euch seine Wunden zeigen und Euch fragen wird nach dem Lande, wo er den Tod erlitten hat? Drum auf nach Antiochia, ehe es zu spät wird.«

Einige vereinzelte Züge nach Palästina fanden allerdings statt; so unternahm 1265 der Graf von Nevers einen solchen, kam aber zwei Jahre später elend um. Und von neuem erhebt Rustebuef in dem Klagelied, das er jenem Edlen widmet, seine bittende Stimme. Wie muß sein Herz freudig geschlagen haben, als der Zug gegen Tunis vorbereitet wurde! Freilich, die Zeit des frommen Enthusiasmus war vorüber, und recht weltliche Erwägungen waren an die Stelle der todesmutigen Begeisterung getreten. Rustebuefs Gedicht „*Der Redestreit zwischen dem Kreuzfahrer und dem Gegner der Kreuzzüge*“ zeigt uns mit bemerkenswerter Unparteilichkeit den Zwiespalt, der damals die höheren Stände der Gesellschaft in Bezug auf die Kreuzzüge beherrschte. Der Dichter erzählt, wie er einst in seinen eignen Geschäften einen Ritt unternommen habe, voll von traurigen Gedanken über das Unglück des heiligen Landes. Da sei er an ein Haus gekommen, in dessen Garten er vier Ritter habe sich ergehen sehen; er sei abgestiegen und habe sich an der Hecke niedergelegt, um zu hören, was sie sprächen. Der eine sei ein Kreuzfahrer gewesen und habe versucht, einen anderen Ritter gleichfalls für den heiligen Zug zu gewinnen.

Der erste Ritter fuhr so fort:

»Mein lieber Freund, hör' auf mein Wort,  
Du wirst doch nicht in Zweifel ziehen,  
Dafs Gott Dir hat Vernunft verliehen,  
Dafs Gut und Bö's Du kannst erkennen  
Und Feind von Freund verstehst zu trennen.  
Verfährst Du klug mit diesen Gaben,  
So wirst Du großen Vorteil haben.

»Nun siehst Du wohl, was für Beschwerde  
Betroffen hat die heilige Erde.  
Kann der wohl haben kühnen Mut,  
Der Gottes Land läßt ohne Hut?  
Und würde er hundert Jahre alt,  
Nicht kann er so viel Ehr' erwerben,  
Als wenn er, gern bereit zu sterben,  
Zum Schutz des heiligen Grabes wallt.«

Der andre drauf: »Wo denkt Ihr hin?  
Wie kommt Euch solches in den Sinn?  
Ich sollte so mich selber hassen,  
Mein Haus, mein Eigentum verlassen?  
Und wer soll hüten meine Kleinen?  
Wer meine Herden, meine Scheunen?  
Ein Sprichwort hat hier gute Statt:  
Wer hat, der halte, was er hat« . . .

»Als Deine Mutter Dich gebar,  
Da warst Du nackt und bloß, nicht wahr?  
Jetzt hast Du es gebracht so weit,  
Dafs Pelz Dich schmückt und warmes Kleid.  
Hast Gott vergolten Du die Gnaden,  
Die er erzeugt dem Körper Dein?  
Wirst Du jetzt nicht sein Kämpe sein,  
Gereicht es Dir zu ewigem Schaden.«

»Muß man, um Gottes Reich zu haben,  
Denn gleich bis zu den Mohren traben?  
Seht, wie's die armen Leute treiben,  
Die ruhig hier im Lande bleiben;  
Und wenn sie etwas Geld gespart,  
Dann machen sie 'ne Pilgerfahrt,  
Nach Spanien oder Petri Stadt,  
Und schlafen sanft und essen satt.

»Drum, kann man Gottes Reich gewinnen  
So ganz bequem, der Sorgen bar,  
Dann müßte man doch sein von Sinnen,  
Wollt' man sich stürzen in Gefahr.  
Ich sollte dienen einem Fürsten,  
Dem Ruhm mich opfern eines andern?  
Nach dieser Ehr' fühl' ich kein Dürsten,  
Da lasse ich die andern wandern.«

»Gar lästerlich ist dies Gerede,  
Und an Verstand scheinst Du mir blöde,  
Der Du so ohne Sorg' und Mühen  
Gedenkst in Gottes Reich zu ziehen.  
Wenn wahr wär', was Dein Mund da spricht,  
Dann brauchten ja die Heiligen nicht  
Mit ihrem Blut und arger Not  
Sich zu erwerben ihren Gott.«

»Wollt Ihr durchaus Genossen dinge,  
So wird's am besten Euch gelingen,

Wenn Ihr Euch an Prälaten wendet;  
Wenn Gottes Ehre wird geschändet,  
So muß das die besonders grämen,  
Die von ihm Trank und Nahrung nehmen;  
Sie mögen geh'n, sie mögen streiten  
Und so den Himmel sich bereiten.«

»Denk' nicht an Priester und Prälaten,  
Schau vielmehr auf die Heldenthaten  
Des Königs, der das heilige Land  
Beschützen will mit starker Hand,  
Der keine Müh, kein Opfer scheut,  
Der Gott sich und sein Haus darbeut,  
Und ohne Murren dahin zieht,  
Wo Jesu Christ Gewalt geschieht.«

»Bei Gott, ich wäre sinnelos,  
Wollt' ich mich zwecklos reifen los  
Aus altgewohntem, stillem Geleise.  
Geht hin, ich wünsch' Euch gute Reise!  
Mich lasset nur geruhig hier,  
Und grüßt den Sultan schön von mir:  
Mag dräuen er, so viel er will,  
Es schert mich keinen Federkiel.«

»Ich lebe gern mit jedermann  
In Frieden, so lang als ich kann,  
Geh' früh zu Bett und schlafe fest,  
Seh' meine Nachbarn gern als Gäst',  
Und ob sie da im Mohrenland  
Die Köpfe einander blutig schlagen,  
Ich rühre deshalb keine Hand:  
Mag darum sich, wer Lust hat, plagen.«

Und so dauert der Redestreit noch weiter, bis der Gegner der Kreuzzüge schließlic nachgiebt und sich bereit erklärt, den König auf seinem Zuge zu begleiten.

Man kennt den traurigen Ausgang der letzten Unternehmung des heiligen Ludwig. Aber Rustebuefs Eifer erkaltet nicht, er wünscht einen neuen Kreuzzug, und er predigt ihn mit außerordentlicher Begeisterung in der *Nouvelle complainte d'outre-mer*. Es schmerzt ihn, sagt er, zu sehen, daß man dem Heiligen Lande nicht zu Hilfe kommt. Der Apostel Paulus hat gesagt, daß wir alle ein Körper in Jesu-Christ seien; wir alle sind also Glieder, und doch handeln wir wie Hunde, die sich um einen Knochen beißen. Gott ist voller Barmherzigkeit, aber er ist auch ein gerechter, mächtiger

Richter, der am letzten Tage Rechenschaft von uns verlangen wird. Nun denn, König von Frankreich, König von England, die Ihr in Eurer Jugend für Euren Ruhm und Euer Seelenheil kämpfen müßt, ehe Euer Körper unter dem Steine ruht — wollt Ihr das Paradies, dann helft dem Heiligen Lande, das verloren geht, wenn Ihr ihm nicht noch in diesem Jahre beisteht. König von Sizilien, dem Gott die Eroberung von Apulien und Sizilien gewährt hat \*), gedenkt des Evangeliums, welches sagt: Wer nicht Vater und Mutter, Geld und Güter verläßt, der hat keinen Teil an mir. Und Ihr großen Barone, Graf von Flandern und von Burgund, Graf von Nevers, welche Schmach für Euch, wenn zu Euren Lebzeiten das Heilige Land uns genommen wird! Ihr Ritter, die Ihr die Kälte nicht scheut, wenn es gilt, zu einem Turnier zu reiten, wie unvernünftig vergeudet Ihr Eure Zeit und gebt das Paradies um eitlen Ruhm hin! Gedenkt des Herrn Gieffroi de Sargines, der im Himmel jetzt den Lohn seiner treuen Dienste empfängt, gedenkt des Herrn Eudes de Nevers, dessen Lob in aller Munde ist. Ihr jungen Knappen »mit flaumigem Bart«, Ihr Söhne wackerer Eltern, was seid Ihr doch für Maulaffen und Narren! Wahrlich, Eure Falken sind besser erzogen als Ihr, die gehorchen doch Eurem Befehle; aber Ihr denkt nur an das, was Euch angenehm ist. Jungfrauen die Ehre rauben, darin leistet Ihr etwas, und bedenkt nicht, was für eine Sünde Ihr auf Euch ladet. Wollt Ihr, um Gutes zu thun, erst warten, bis Ihr alt und grau seid? — Und in diesem eindringlichen Tone geht es weiter; Priester, Gelehrte, Bürger, sie alle sollen sich beeilen, dem Lande zu helfen, in dem der Heiland der ganzen Welt gelebt und gelitten hat. Rustebuef widmet das Gedicht dem Großmeister des Templerordens, jenem Guillaume de Beaujeu, der 1291 bei der Belagerung von Accon fiel,

\*) Gemeint ist des Königs Bruder Karl von Anjou, der 1265 einen Zug zur Eroberung Siziliens unternahm.

und auf dessen Betreiben der Papst Gregor damals einen Kreuzzug ins Werk zu setzen suchte.

Ein ganz anderes Gesicht als bisher zeigt uns Rustebuef als Fableldichter; da ist der Ernst und die heilige Begeisterung aus seinen Zügen gewichen; in gutmütiger, behäbiger Weise erzählt er uns drollige, oft recht gepfefferte Geschichten, darin allerdings seiner satirischen Ader treu bleibend, daß er mit schmunzelndem Spott gern Abenteuer von Priestern zum besten giebt, in denen dieselben gerade keine beneidenswerte Rolle spielen. Die Neigung, sich durch mehr oder weniger fabelhafte Erzählungen zu unterhalten, war in Frankreich von jeher vorhanden. Sie wurde durch die Menge neuer Eindrücke, welche die Einbildungskraft des noch jugendlichen Volkes durch die Kreuzzüge empfing, in hohem Grade begünstigt. Im Orient lernte man die arabischen Märchen, die Wunder von »Tausend und einer Nacht« kennen; man brachte sie mit heim in das Vaterland, noch vermehrt und verschönert durch das, was man selbst erfahren. Der galliche Geist aber, der, abhold der Poesie der »mondbeglänzten Zaubernacht«, an neckischer, satirischer und frivoler Darstellung sich erfreut, wußte bald diese Erzählungen der blendenden Farbe der orientalischen Phantasie zu berauben, und sie durch jene oft ausgelassene Heiterkeit zu ersetzen, welche unsere westlichen Nachbarn jederzeit charakterisiert hat. Die französischen Fabels\*) wurden das getreue Bild des bürgerlichen Lebens einer Epoche, deren höchste Lebensverhältnisse ihre Spur in den Ritterromanen zurückließen. Neckisch und beißend, aber durchaus nicht scharf untersuchend, mehr geneigt, über ihre Gegner zu lachen, als ihre Gründe zu widerlegen, unwiderstehlich zur Opposition getrieben, ohne jedoch der Autorität entraten zu können, verspotteten und neckten

\*) Vergl. meine Geschichte der provenzalischen und altfranzösischen Litteratur. S. 186.

die Franzosen schon im Mittelalter die Priester, denen sie ihr Gewissen ohne Widerstand unterwarfen, und die hohen Herren, deren Macht sie fürchteten. Die Fabels sind also nicht nur für den Litterarhistoriker von großer Bedeutung, sondern auch für den Kulturhistoriker von Wert, wieweil die Lektüre dieser oft grauenhaft zotigen und schmutzigen Erzählungen gerade keinen Genuß bereitet.

Rustebuef ist auf jeden Fall einer der anständigsten Fableldichter; daß er auch einer der witzigsten und spottsüchtigsten ist, dürfte zur Genüge aus seiner Thätigkeit als Satiriker sich ergeben.

Da haben wir zunächst die launige Erzählung (*Le Pet du Vilain*), worin uns der Grund mitgeteilt wird, warum die Bauern nicht in die Hölle kommen. Die von köstlichem Humor sprudelnde Geschichte entzieht sich leider wegen der näheren Details der Wiedergabe an dieser Stelle.

Doch kann ich es mir nicht versagen (zugleich als Probe der Fabelpoesie Rustebuefs), das folgende Fabel hier mitzuteilen, zumal dasselbe auch deswegen Beachtung verdient, als der Stoff in andere Litteraturen übergegangen ist.

#### Das Testament des Esels.

Wer leben will in dieser Welt  
An Ehren reich und auch an Geld,  
Der muß sich leider auch bequemen,  
Viel Ärger in den Kauf zu nehmen.  
Verläumder giebt's in hellen Haufen,  
Zu Hunderten die Neider laufen;  
Und ist er noch so schön und nett —  
Ich halte darauf jede Wett' —  
Wenn zehn er ladet zu sich ein,  
Es werden sechs darunter sein,  
Die voller Bosheit ihn bespritzen  
Mit ihrer Zunge Gift, der spitzen,  
Und ihrer neun, die voller Neid  
Ihm weder gönnen Glanz noch Freud'.  
Sobald der Wirt den Rücken kehrt,  
Halten sie ihn keines Hellers wert;  
Doch steht er ihnen gegenüber,  
Dann fließt ihr Lügenmaul schier über  
Von zuckersüßen Schmeicheleien.  
Wenn's nun schon die ihm kaum verzeihen,

Die sich an seine Tafel drängen  
Und sich an seine Schöfse hängen,  
Was wird erst sagen der arme Mann,  
Der der Gnad' nicht sich rühmen kann? —  
Ihr fragt, warum so salbungsreich  
Ich diese Worte richt' an Euch?  
Es ist eines guten Pfarrers wegen,  
Der glaubte, daß der größte Segen  
In dieser schönsten Jammerwelt  
Beständ' in Gut und rundem Geld.  
Darauf ging all sein Trachten aus;  
Von Habe strotzte schier das Haus,  
Und an Gewändern welche Fülle!  
Von gutem Korne voll die Scheune,  
Und in des tiefsten Kellers Stille  
Manch' rundes Faß mit altem Weine.  
Er lebte, wie man sieht, ganz prächtig;  
Dabei war klug er und bedächtig  
Und hielt das Seine hübsch beisammen.  
Wenn aber seine Freunde kamen  
Und ihn um diés und jenes baten,  
Dann stellt' er ihnen hoch den Braten,  
Dann war verschlossen Ohr und Hand,  
Denn Wohlthun war ihm unbekannt. —  
Es hatte nun der Biedermann,  
Wie ich getreu berichten kann,  
'Nen Esel, der hiefs Balduin,  
Er liebte niemand so wie ihn,  
Und Meister Esel war es wert,  
Denn schon seit vollen zwanzig Jahren,  
Die reich an Müh' und Arbeit waren,  
Hat er im Dienste sich bewährt.  
Doch was da lebet, muß verderben,  
Und auch der Esel mußte sterben.  
Das schuf dem Pfaffen großen Gram  
Und — kaum ist's glaublich — sonder Scham  
Liefs er die Reste seines Grauen  
Auf gottgeweihtem Ort bestatten  
In einer Esche stillem Schatten. —  
Nun lebte in denselben Gauen  
Ein Bischof, den das ganze Land  
Als höflich und freigebig kannt',  
Der stets zu dienen war beflissen;  
Der nicht verschmäht 'nen guten Bissen,  
Doch mußst' es in Gesellschaft sein;  
Sein Hausstand war gewiß nicht klein,  
Und alle Diener liebten ihn.  
Jedoch ein Mann, der seinen Sinn  
Auf fröhliche Gesellschaft setzt,  
Mit lustigem Treiben sich ergetzt —  
Es hilft ihm nichts, er muß es dulden,  
Daß bis zum Hals er kommt in Schulden.  
Als einst mit den Gesellen sein

Er saß bei einem kühlen Wein,  
Da hob man auch zu sprechen an  
Von manchem feisten Gottesmann,  
Der reich an Geld und irdischem Gut  
Es emsig hält in geiziger Hut,  
Doch nie dran denkt, die schuldige Ehr  
— Und fiel' es ihm auch noch so schwer —  
Dem Herrn und Bischof anzuthun.  
Als man nach Namen forschte nun,  
Da ward des Pfaffen auch gedacht,  
Der so viel Schätze zusammenbracht,  
Daß für den reichsten der Prälaten  
Sie alle ihn erklären thaten,  
Und einer, der vor ihnen allen  
Dem Bischof wollte wohl gefallen,  
Der sagte mit verschmitzten Mienen:  
„Da kann ich Euer Gnaden dienen.  
„Ich weiß von ihm 'ne Missethat —  
„Wenn man die brächte vor den Rat,  
„Da könnt' man ihn beim Schopfe fassen,  
„Und tüchtig ihm zur Ader lassen.“ —  
— „Was that' er denn?“ der Bischof fragt;  
„Heraus damit, die Wahrheit sagt!“ —  
„O, Schlimmeres als ein Beduin'!  
„Denn seinen Esel Balduin  
„Hat er, das abgedroschene Racker,  
„Bestattet auf dem Gottesacker.“ —  
— „Verflucht sei er, wenn er das that!“  
Schreit voller Zorn da der Prälat,  
„Solch' eine Schmach ist unerhört!  
„Der Teufel hat ihn wohl bethört,  
„Ich fordere ihn vor mein Angesicht,  
„Und kann er widerlegen nicht,  
„Was hier Herr Robert von ihm sagt,  
„Und dessen er wird angeklagt,  
„Bei Gott, dann muß ich mich bequemen,  
„In schwere Buße ihn zu nehmen.“ —  
Die Boten zu dem Priester eilen  
Und führen ihn ohn' all' Verweilen  
Vor das gestrenge Tribunal;  
Glaubt's mir, nicht klein war seine Qual,  
„Verwegener, gottloser Wicht!“  
Mit strengem Aug' der Bischof spricht,  
„Wo habt den Esel Ihr begraben?  
„Noch nimmer meine Ohren haben  
„Von solcher Missethat vernommen,  
„So weit ist es mit Euch gekommen,  
„Daß Ihr die Kirche schönöd' entweiht,  
„Und da, wo fromm die Christenheit  
„Die letzte Ruhestatt genießt,  
„Ihr habt vergraben Euer Beest!  
„Ich schwör' es bei dem heiligen Geist:  
„Wenn sich die Sache wahr erweist,

„Dann wandert Ihr in das Gefängnis.“  
— Drauf jener: „Lieber Herr mein,  
„Wenn ich nicht wär' von Sünden rein,  
„Wie sehr beklagt' ich mein Verhängnis!  
„Ich stehe vor Euch sonder Bangen.  
„Doch darf ich füglich wohl verlangen,  
„Dafs man mir eine Frist gewährt,  
„Damit von mir erwogen werd',  
„Wie ich mich reinige vom Verdacht.“  
Der Bischof drauf gar grimmig lacht:  
„Der Aufschub sei Euch noch gegeben;  
„Doch glaubet mir, bei meinem Leben,  
„Ist auch die Sache aufgeschoben,  
„So ist sie doch nicht aufgehoben.“  
Der Priester trollte sich von hinnen,  
Durchaus vergnügt in seinen Sinnen;  
Er kannte gründlich seinen Mann  
Und sah ihm an der Nase an,  
An welchem Ort ihn drückt der Schuh.  
Als nun verstrichen ist die Frist,  
Und der Termin gekommen ist,  
Da holte er aus seiner Truh  
An zwanzig Goldducaten vor,  
Ganz funkelnd neue Louisd'or,  
Und wanderte alsdann fürbafs  
Zum Saale, wo der Bischof safs.  
Der Bischof fährt ihn heftig an:  
„Du gottvergefsner, frevler Mann,  
„Hast Du die Sache nun erwogen?  
— „O Herr, ich habe Rat gepflogen,  
„Und alles, alles wohl bedacht,  
„Soweit es steht in meiner Macht.  
„Doch eh' in der erlauchten Rund'  
„Ich öffne meinen armen Mund,  
„Möcht' ich, o Herr, von Euch begehren,  
„Dafs Ihr thut meine Beichte hören;  
„Seid dann Ihr überzeugt davon,  
„Dafs meine Sünd' verdient Lohn,  
„Dafs ich mufs sühnen mein Verbrechen,  
„So möget Ihr das Urteil sprechen.“  
Der Bischof willfahrt seiner Bitt',  
Und jener sachte näher tritt  
Und schlaun mit seinen Augen blinkt  
Und seinem Herrn verstohlen winkt  
Und zieht den Sack mit Louisd'or  
Ein wenig unterm Mantel vor,  
Damit kein andrer es sehen soll;  
Dann flüstert er gar demutsvoll  
Zum Bischof, der gesehen dies Spiel:  
„Der Worte, Herr, bedarfs nicht viel.  
„Mein guter Esel Balduin  
„Hat zwanzig Jahr, Gott segne ihn,

„Mir treu gedient ohn' Unterlafs —  
„Noch wird mir drob das Auge nafs.  
„Als Lohn bekam er jedes Jahr  
„Nen goldnen Thaler blink und bar,  
„So dafs in dieser langen Zeit,  
„Bei seiner grofsen Sparsamkeit,  
„In diesem Säckchen wohl verwahrt,  
„Er ein Vermögen sich gespart.  
„Nun hat er ein Testament gemacht,  
„Worin er Euch das Geld vermacht,  
„Damit er von der Hölle Pein  
„Recht bald durch Euch erlöst mag sein.“ —  
Der Bischof schmunzelnd hebt die Händ':  
„Nun denn, beim heiligen Sacrament,  
„Damit er ewige Ruh' mag finden,  
„Vergebe ich ihm seine Sünden,  
„Die frevelnd er beging hienieden;  
„Nun aber schlafe er in Frieden!“ —  
Und die Moral von der Geschicht'?  
Hört Rustebuef, der zu Euch spricht:  
Der Mann, der zu der rechten Zeit  
Sein Geld zu opfern ist bereit,  
Nicht lange knausert, wenn es gilt  
Von sich ein Unheil abzuwehren —  
Dem wird sein Geld zum festen Schild,  
Den wird kein Stich noch Hieb versehren.  
Der Esel, der bezahlt so wacker,  
Blieb ruhig in dem Gottesacker,  
Der Bischof wies ihn nicht hinaus.  
Und damit ist die Fabel aus.

Auf geschlechtliches Gebiet führt uns das Fabel „*Le frère Denise*“. Die Geschichte handelt von der Tochter eines Ritters, Denise, die ein Wunder an Schönheit, doch der Ehe so abhold ist, dafs sie mehr als zwanzig Rittern einen Korb gegeben hat und beschliesst, in ein Kloster zu gehen. Ein Franziskanermönch, der zu dem Hause Zutritt hat, überredet sie, seinem Orden beizutreten, und so grofs ist seine Macht über sie, dafs sie willenslos seinem Rate folgt. Sie schneidet ihre schönen Flechten ab, zieht Männergewandung an und verläfst mit dem Mönch heimlich das Haus der Eltern, ohne zu ahnen, welchen Gefahren sie sich in der Gesellschaft des lüsternen Priesters aussetzt. Als „Frère Denise“ wird sie bald der Liebling der Mönche des Klosters, in welches sie Bruder Simon einschmuggelt, ohne dafs sie ahnen, dafs unter der

Kutte ein Weib verborgen ist, und die gar nichts dabei finden, daß Simon sie unter seine besondere Obhut nimmt.

Das Paternoster lehrt er sie,  
Doch bitte, fraget mich nicht, wie.

Er ist so vernarrt in sie, daß er sich nicht von ihr trennen kann und sie beständig als Begleiter auf seine Wanderungen mitnimmt. Dadurch jedoch sollte die Sache an das Licht kommen. Einst gelangen nämlich die beiden zu einem Ritter, der sie höflich zur Tafel einladet; die Frau des Ritters merkt jedoch bald, wen sie vor sich hat, und unter dem Vorwande, daß Bruder Denise ihre Beichte hören soll, führt sie, trotz aller Gegenrede des verblüfft dareinschauenden Mönches, das junge Mädchen auf ihr Zimmer, erklärt ihr dort unumwunden, daß sie ihr Geschlecht durchschaut habe, und macht ihr freundliche Vorstellungen über ihr Verhalten. Denise legt sich zuerst aufs Leugnen, gesteht aber schließlich ihren Fehltritt ein.

Sie senkt' beschämt die Augenlider,  
Auf beide Kniee fiel sie nieder  
Und flehte weinend um Erbarmen.  
Die beugt' sich nieder zu der Armen  
Und stößte Trost und Mut ihr ein,  
Und nun erzählt das Mägdelein,  
Wie jener listig ihr gelogen  
Und aus der Heimat sie gezogen  
Mit Frevelsinn, voll Lüsternheit.  
Der arge Sünder war nicht weit,  
Und schnell liefs ihn die Dame kommen:  
Jetzt wird ihm keine Ausred' frommen.  
„Ihr Heuchler und verlogener Wicht,  
Schämt Ihr Euch in die Seele nicht?  
Gar fromm scheint Ihr nach außen hin,  
Doch arg und faul ist Euer Sinn.  
Verflucht die Amme, die Euch nährte,  
Da Euer böses Herz begehrte  
Nach dieser Jungfrau zart und rein,  
Die Ihr betrog mit falschem Schein.  
Und das will sein ein Ordensmann,  
Der solche Dinge richtet an?  
Und dabei wagt Ihr zu verbieten,  
Daß sich mit Tanz und Lustbarkeit,  
Gesang und Spiel das Volk erfreut,  
Und wißt Euch selber nicht zu hüten?  
Nun, Herr mit der geschornen Glatze,  
Glaubt Ihr, daß eine solche Fratze

Der heilige Franz wird anerkennen?  
Mit Schimpf und Schand muß man Euch nennen,  
Der Ihr gehandelt als Verräter.  
Doch ein so schlimmer Missethäter  
Wird nicht gerechtem Lohn entgehen.  
Seht Euren Richter vor Euch stehen.“

Auf diese Strafrede große Zerknirschung des Mönches, dem die Dame nur dann Verzeihung verheißt, wenn er 400 Livres zahle, die Denise als Mitgift haben soll. Simon verspricht alles, was man von ihm verlangt, und tritt dann schleunigst den Rückzug an, während Denise im Schutz der Dame zurückbleibt. Dasselbst verweilt sie, bis die Summe bei Heller und Pfennig bezahlt ist, worauf sie einen der Ritter heiratet, die früher um sie geworben hatten.

Wer die spätere Novellenliteratur\*) kennt, weiß, daß diese muntere Erzählung Rustebuefs viel nachgeahmt worden ist.

Eine ganze Anzahl der uns erhaltenen Fabels nehmen den gefoppten Ehemann zum Ziel ihres Spottes und berichten in behaglicher Breite, wie schlaue Frauen verfahren, um ihre Wünsche zu befriedigen und doch dabei den häuslichen Frieden zu wahren. Eine solche Erzählung haben wir auch von Rustebuef in seinem Fabel *De la Dame qui fist trois tours entour le moustier*: eine Dame geht zum Stelldichein mit einem Priester (natürlich hat wieder ein Priester die Hand dabei im Spiele!), wird von ihrem Manne, der etwas ahnt, aber nichts weiß, mit dem Tode bedroht, versteht aber sich frech herauszulügen, so daß der Ehemann kein Wort sagt, wenn sie wieder einmal sich von Hause entfernt. Ich muß mich mit diesen unbestimmten Andeutungen begnügen, da hier nicht der Ort zu einer näheren Darlegung des pikanten Inhalts ist.

Ebenso müssen wir uns mit der Anführung des Titels begnügen in betreff des Fabels: *La Vengeance Charlot le Juif*; so interessant die Erzählung ist für unsere Kenntnis des Lebens der

\*) Cent nouvelles nouvelles Nr. 60; L'Heptameron de la Reine de Navarre Nr. 31; La Fontaine's Les Cordeliers de la Catalogne.

Jongleurs, so schmutzig ist ihr Inhalt. Dagegen verdient ein näheres Eingehen das nunmehr zu nennende Fabel: *Du Sacristain et de la fame du chevalier*, in welchem das Eingreifen der heiligen Jungfrau zum Schutze der sie Anflehenden geschildert wird. Man hatte im Mittelalter für solche in das Gebiet des Wunderglaubens hingreifende Geschichten den Namen „Miracle“, der also damals nicht nur den dramatisierten Wundergeschichten beigelegt wurde. Die Frau eines Ritters ist der Inbegriff aller Tugend, das Muster der Frömmigkeit; besonders richtet sich ihre Andacht auf die Verehrung Unserer Lieben Frau. In der Stadt, in der sie lebt, befindet sich ein Kloster, dessen Sakristan gleichfalls sehr fromm und der heiligen Jungfrau sehr ergeben ist. Die beiden treffen sich oft in der Kirche, und darauf baut Satan seinen Plan: er flößt ihnen verbrecherische Liebe zu einander ein. Nach langem Zaudern gesteht der Sakristan der Dame seine Liebe (in einer von Rustebuef meisterhaft ausgeführten Scene, die uns zeigt, ein wie guter Kenner des menschlichen Herzens er war), und sie beschließen zu fliehen; sie nimmt mit, was sie in der Eile zusammenraffen kann, der Mönch plündert den Kirchenschatz. Bald wird die Flucht und das Fehlen der Schätze bemerkt, man wirft sich auf's Pferd, jagt den Liebenden nach, holt sie bald ein und bringt sie in sicheren Gewahrsam. Hierauf kehren die Verfolger zurück und erwarten voller Ungeduld den Tag des Urteils. Inzwischen kommen die Schuldigen zum Bewusstsein ihrer That; reumütig flehen sie zur Mutter Gottes, sie den Klauen des Bösen zu entreißen. Und ihre bisherige Frömmigkeit und Lauterkeit wird belohnt; die Jungfrau erscheint ihnen im Gefängnis und führt in Fesseln die beiden Teufel herbei, welche alles Unheil angestiftet haben. Sie müssen den Sakristan und die Dame auf den Rücken nehmen und wieder an ihren Ort bringen, auch das Geld und die Kirchenschätze werden von ihnen wieder an ihre gewohnte Stelle befördert. Groß ist das Erstaunen

der Mönche, als sie den Sakristan wie gewöhnlich unter ihnen wandeln und seines Amtes walten sehen; ruhig weist er alle Vorwürfe und alle Verdächtigungen zurück, und der vollständig vorhandene Kirchenschatz giebt ihm Recht. Nicht anders ergeht es dem Ritter: als er erwacht, findet er seine Frau neben sich; er macht tausend Kreuze und stürzt schreckensbleich in das Kloster. „Ihr Herren“, ruft er, „meine Frau ist wieder da, habt Ihr Euern Sakristan?“ — „Ja, ja“, so antworten ihm die Mönche; „ein Phantom muß seinen Spott mit uns treiben!“ Man eilt zu der Stadt, in welcher die Schuldigen ihres Urteils harren, und findet im Gefängnis die beiden Teufel, welche die Gestalt des Sakristans und der Dame angenommen hatten. Um nun endlich klar zu sehen, wird der Bischof herbeigeholt, der auch von den Teufeln das Geständnis ihrer Missethat erlangt; sie erklären, daß sie ihre Mühe verloren, und daß sie die beiden nicht zur Sünde hätten verleiten können. Darob große Freude bei den Beteiligten.

Im Anschluß an diese Erzählungen in Versen wollen wir die Heiligenleben erwähnen, welche Rustebuef gereimt hat, und die auch im Äußern jenen ähneln: sie sind in gereimten achtsilbigen Versen geschrieben. Die Erzählungen von dem Leben der Heiligen haben im Mittelalter eine große Rolle gespielt und eine reiche Litteratur hervorgebracht, deren Blütezeit in das 11.—13. Jahrhundert fällt; zu Rustebuefs Lebzeiten, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, machte sich schon ein Ermatten des Interesses an dieser Litteraturgattung geltend; man sah die Heiligen und ihre Wunderthaten lieber auf der Bühne, als daß man langatmige Gedichte darüber las. Von Rustebuef haben wir zwei solcher Heiligenleben, das der heiligen Maria von Ägypten, welche nach einer toll verlebten Jugend sich zu einem frommen Leben bekehrte und zwanzig Jahre als Büßerin in einem einsamen Wald lebte, worauf der Himmel ihr Verzeihung zu teil werden ließ; und das

der heiligen Elisabeth von Thüringen, die, ein Muster an Mildthätigkeit und Frömmigkeit, 1231 im Geruche der Heiligkeit starb, mithin eine Zeitgenossin des Dichters war. Das erste dieser Gedichte, 1296 Verse umfassend, hat er vielleicht auf Bestellung seiner klösterlichen Freunde gereimt, bei denen er seinen Lebensabend verbrachte, vielleicht auch, um Zeugnis von seiner Sinnesänderung abzulegen; das zweite, ein wahres Epos von 2162 Versen, verfasste er auf Bestellung des Connetable der Champagne, der dazu wahrscheinlich von der Königin Isabella von Navarra, der Schwester des heiligen Ludwig, aufgefordert worden war.

Der uns zugemessene Raum nötigt uns, diese Heiligenleben Rustebuefs mit kurzen Worten abzumachen und uns mit ihrer oberflächlichen Erwähnung zu begnügen — und wir können dem Leser versichern, dafs er nicht viel dabei verliert. Längeres Verweilen erheischt dagegen ein dramatischer Versuch unseres Dichters, der damit eine Probe seines vielseitigen Talentes gab, wengleich eingestanden werden mufs, dafs ihm die Satire und lustiger Spott doch noch besser aus der Feder floss, als religiöse Poesien. Er verfasste nämlich das Miracle-Spiel von Theophilus, eines der wenigen ernsthaften Stücke, welche wir aus dem 13. Jahrhundert haben. Rustebuef behandelt darin dramatisch die im Mittelalter allgemein bekannte Geschichte des Vicedoms Theophilus in Cilicien, der bei seinem Bischof in Ungnade fiel und seines Amtes entsetzt wurde. Über diese Ungerechtigkeit erbittert, machte er, durch die Vermittelung eines Juden, einen Pakt mit dem Teufel, bereute aber bald sein Vergehen und wendete sich an die Jungfrau Maria, die den Bösen veranlafste, den von Theophilus unterzeichneten Pakt zurückzugeben.

Das Stück beginnt mit einem Monologe des Theophilus, worin er sich beklagt, dafs er, der fromme und gottesfürchtige Mann, durch seinen Bischof so in Not gekommen sei, dafs er dem Hungertode nahe sei. Er macht Gott dafür verantwortlich:

Da taub er ist auf meine Bitten  
Und solches Unrecht hat gelitten,  
So schneid' auch ich ihm eine Fratze!  
Verdammt sei, wer auf ihn vertraut!  
Ich sag' es offen hier und laut:  
Ich acht' ihn nicht 'ne tote Katze  
Und schere mich nicht um seine Dräuen.  
Ha, wenn ich könnte ihn belangen  
Und könnte stillen das Verlangen,  
Nach Herzenslust ihn durchzubläuen!  
Doch hat er sich in Sicherheit  
Vor jedem Zank und jedem Streit  
Gebracht in seinem Himmel oben,  
Wo er verlacht der Feinde Toben.  
O, wär' er jetzt in meiner Macht,  
Ich hätte bald ihn klein gemacht. —  
Weh mir! nun bin ich arm, verlassen!  
Mein lustig Flöten mufs ich lassen!  
Ganz dumm ist mir im Kopf und irre,  
Jetzt bin ich matt, jetzt bin ich kirre,  
Jetzt nenn' ich gar nichts mehr mein Eigen.  
Was soll ich thun, wo soll ich hin?  
Der Menschen Umgang mufs ich flich'n;  
Mit Fingern wird man auf mich zeigen.

Theophilus nimmt nun seine Zuflucht zu dem Zauberer Saladin; ihm klagt er sein Leid und erklärt, dafs es nichts in der Welt gäbe, das er nicht gern thäte, um wieder in den Besitz seines Reichtums zu gelangen. Darauf jener:

Wenn Ihr den Gott verleugnen wollt,  
Dem Ihr Verehrung einst gezollt,  
Ihn und die ganze Heiligenschar,  
Und bietet Euch zu eigen dar  
Dem, der Euch Euer Geld und Gut  
Zurückbringt — wenn Ihr dieses thut,  
Dann könnte Euch geholfen werden,  
Dann könntet groß Ihr sein auf Erden,  
Und mehr geehrt, als je Ihr wart.  
Sagt an, was denket Ihr davon?

Theophilus.

Nehmt hin mich, ich bin Euer schon.  
Verlanget von mir, was Ihr wollt.

Saladin.

Von mir Ihr morgen hören sollt,  
Bis dahin müfst Ihr noch verzieh'n.  
Ich bringe wieder Euch zu Ehren,  
Der droben da kann es nicht wehren.

Theophilus.

Ich danke Euch, Freund Saladin.  
Der Gott, den Ihr verehrt, der sei  
Euch gutgesinnt und steh' Euch bei.

(Hier entfernt sich Theophilus von Saladin und überlegt, daß es doch etwas Ungeheuerliches sei, Gott zu verleugnen; er spricht:)

O weh, o weh, wie soll das enden?  
Daß ich an ihn mich mußte wenden  
Und Leib und Seele ihm verpfänden,  
Dem bösen Feind!

Verleugne ich jetzt Sankt Nicolas,  
Und Sankt Johann und Sankt Thomas  
Und Jesu Mutter,

Was wird der armen Seele geschehen?  
In Feuersglut wird sie vergehen  
Als Höllenfutter.

Dort wird sie ewig bleiben müssen,  
Im eklen Pfuhl die Sünde büßen,  
Die sie beging.

Und aus dem ewigen Flammenmeer,  
Da giebt es kein Entrinnen mehr:  
Es strotzt von Teufeln.

Und finster ist ihr Haus und dunkel,  
Da sieht man nicht der Sonn' Gefunkel:  
Da muß ich hin!

Das wär' fürwahr ein schlimmes Spiel,  
Wenn ich auf Erden hätte viel,  
Und dafür aus dem Himmel fiel'  
Zum Höllenpfuhl.

Und doch, wer kann es mir verdenken?  
Denn so umgarnt von tückischen Ränken  
War nie ein Mensch.

Gott schädigt mich, ich kränke ihn:  
Ich sollt' an dessen Wagen zieh'n,  
Der so mich plagt?

Und war ich arm, jetzt werd' ich reich,  
Und haßt er mich, haßt' ich ihn gleich:  
Hervor zum Kampf!

Und ob auch Himmel und Erde sein,  
Ich fürchte nicht sein zürnend Drän:  
Ich trotze ihm!

Wir wohnen nunmehr einer Teufels-  
schwörung bei, welche Saladin ins Werk setzt;  
infolge der kabbalistischen Worte erscheint Satan,  
Theophilus huldigt ihm, worauf jener ihm Wieder-  
einsetzung in seine Ehren und ungemessene  
Reichtümer verspricht:

Und ich verspreche Dir hingegen,  
Daß Du auf allen Deinen Wegen  
Vom Glücke sollst begleitet sein,  
Im Vollbesitz der reichsten Gaben.  
Doch muß ich etwas schriftlich haben,  
In klaren Worten, geschrieben fein.  
Denn oft hat man mich angeführt,

Weil ich nicht so, wie's sich gebührt,  
Die Sache schriftlich abgemacht.

Theophilus.

Ich habe schon daran gedacht:  
Hier hab' ich den Kontrakt geschrieben.

Satan.

Theophilus, mein lieber Freund,  
Da Du nun bist mit mir vereint,  
Mußt auch vollführen mein Belieben:  
Nie darfst Du helfen einem Armen,  
Und fleht Dich einer um Erbarmen,  
Verstopf' Dein Ohr, geh' Deinen Weg.  
Wenn einer sich in Demut naht,  
Dem weise Hochmut und Verrat;  
Vor milden Spenden hüte Dich,  
Den Kranken niemals Tröstung sprich;  
Denn Demut, Mitleid, Freundlichkeit,  
Und Nächstenlieb', Barmherzigkeit,  
Und Fasten halten, Reu' empfinden,  
Das kann ich nimmermehr verwinden,  
Das fährt mir gleich in meinen Bauch,  
So daß ich fühle arge Pein;  
Gott lieben, keusch und züchtig sein  
Und guter Christen sonstiger Brauch —  
Seh' solches ich, dann ist es mir,  
Als nagt am Herzen Ungetier.  
Tritt jemand in ein Krankenhaus,  
Geführt von frommen Mitleids Regen,  
Um einen Armen dort zu pflegen,  
Dann fühl' ich bittere Angst und Graus.  
Wer Gutes thut, ist fromm und bieder,  
Der ist verhaßt mir und zuwider.  
Geh' hin, Du wirst sein Seneschal,  
Das Böse thu', auf keinen Fall  
Darfst Du ein Richter sein gerecht,  
Sonst hieltest Du den Pakt gar schlecht.

Theophilus.

Ich werde thun nach Eurem Willen  
Und alles Punkt für Punkt erfüllen,  
Da mir durch Euch die alte Macht  
Und Reichtum wird zurückgebracht.

Inzwischen ist es dem Bischof leid ge-  
worden, daß er Theophilus unwürdig behandelt  
hat; er beschließt, ihn wieder in seine Ehren-  
ämter einzusetzen und schickt seinen Boten  
Pince-Guerre aus, ihn aufzusuchen. Theophilus  
tritt seinem früheren Widersacher mit stolzen  
und übermütigen Worten entgegen, doch findet  
eine Versöhnung statt.

Sieben Jahre vergehen, da zieht endlich die Reue ein in des Sünders Brust; er eilt in die Kapelle der Jungfrau Maria und, vor ihrem Bilde auf den Knien liegend, schüttet er ihr sein Herz aus:

Weh mir verruchtem Sünder! Was wird mit mir geschehn?  
O daß mich verschlänge die Erde auf Nimmerwiedersehn!  
Da Gott ich hab' verleugnet, zum Satan wollte stehn,  
Und irdisch Gut und Ehre von ihm wollt' nehmen als Lehn! . . .

O Gott, was wirst Du thun dem armen Knechte Dein,  
Der in dem Höllenpfehl wird schmachten in ewiger Pein,  
Des Seele drunten wird des Teufels Opfer sein?

Ach öffne dich, o Erde, und schluck den Sünder ein! . . .

O weh, wie war ich doch verirrt und schlecht beraten,  
Da ich um irdische Güter hab' meinen Herrn verraten,  
Um nichtigen Reichtums willen beging die Missethaten,  
Die so weit mich gebracht, daß niemand mir kann raten . . .

Jetzt ist des Bleibens nicht im Himmel noch hinieden.

Wo ist der Ort, der mir noch Zuflucht könnte bieten?

Die Hölle ist mir leid, zu der die Lüste rieten,

Dem Herrn des Paradieses droht' ich mit schlimmem Wüten.

Jetzt ist mir Gott verloren und seiner Heiligen Schar,

Da ich dem Höllenfürsten die Huldigung brachte dar,

Bekräftigte das Bündnis mit meinem Siegel gar:

Verfluchet sei der Reichtum, der mein Verführer war.

Gott und der Heiligen Schar, die sind mir nun verloren,

Und auch Maria, welche den Heiland uns geboren.

Doch da sie Gott im Himmel zur Mutter selbst erkoren,

So will ich zu ihr beten, ob sie wohl hört den Thoren.

Und nun wendet er sich in einem langen und inbrünstigen Gebet an die Jungfrau Maria und fleht sie an, bei ihrem Sohne Fürbitte für ihn einzulegen. Die Heilige erscheint, entreißt dem Teufel nach hartem Ringen die Urkunde und giebt sie Theophilus zurück, mit dem Bedeuten, sie seinem Bischofe zu überbringen. Dieser liest den Pakt, den Theophilus mit dem Bösen geschlossen hatte, vor allem Volk als abschreckende Mahung vor, worauf der reuige Sünder wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wird. Das Stück endet mit einem von allen Versammelten gesungenen Te Deum.

So roh der Stoff ist, so hat Rustebuef doch verstanden, ihm frisches Leben einzuflößen; der nicht allzu zahlreiche, gut motivierte Szenenwechsel (der bei der Einrichtung der alten Bühne allerdings keine Schwierigkeiten machte), und

die doch dabei beobachtete Einheit der Handlung, die ausdrucksvolle Sprache, die sowohl für die Blasphemien als für die Reue und demütige Bitte den richtigen Ton trifft, das oft wechselnde, mit Meisterschaft gehandhabte Versmaß, die anmutigen Wortspiele lassen uns das Werk als eine kostbare Perle unter den rohen ersten Anfängen des französischen Dramas hochschätzen.

Zu den dramatischen Schöpfungen Rustebuefs möchten wir auch ein Gedicht rechnen, das wir sehr gut mit „Monolog“ bezeichnen können, einen Vorläufer also jener augenblicklich in Paris so beliebten Litteraturprodukte *fin de siècle*; wir meinen den *Dit de l'Erberie*, was wir etwa mit „Der Wunderdoktor“ übersetzen könnten. Es ist die einem Quacksalber in den Mund gelegte Anpreisung seiner wunderthätigen Kräuter, und zwar bedient der Wunderdoktor sich zuerst der gebundenen Rede, und dann, um den Jahrmarktsbesuchern recht verständlich zu werden, der Prosa. Da der poetische Teil des Dit reich an Zoten ist, wollen wir uns der Wiedergabe desselben enthalten, doch sei das Prosastück mitgeteilt:

„Ihr lieben Leute, ich gehöre nicht zu jenen „armseligen Maulhelden, auch nicht zu jenen „armen Kräutersammlern, so vor der Kirche „posto fassen, mit ihren dürftigen, schlecht ge- „nähten Mänteln, die ihre Kisten und Säcke „mit sich schleppen und sie auf einem Teppiche „ausbreiten. Denn es giebt Leute, so Pfeffer, „Kümmel und andere Gewürze verkaufen, ohne „daß sie so viel Säcke haben als jene. Wisset, „zu diesen Leuten gehöre ich nicht; ich gehöre „vielmehr einer Dame, genannt Frau Tröte von „Salerno\*), die sich den Kopf mit den Ohren ein- „wickeln kann, und der die Augenbrauen an „Silberketten über die Schultern hängen; und „wisset, daß das die klügste Dame ist in allen „vier Weltteilen. Diese Dame schickt uns in „verschiedene Länder, als da sind Apulien,

\*) Anspielung auf Trotola dei Ruggieri, einen berühmten Arzt des XI. Jahrhunderts in Salerno.

„Calabrien, Toscana, Terra di Labor, Deutsch-  
„land, Sachsen, Gascogne, Spanien, Brie, Cham-  
„pagne, Burgund, in den Ardennerwald, um die  
„wilden Tiere zu töten und Salben aus ihnen zu  
„gewinnen als Medizin für die, so Krankheit  
„im Leibe haben. Die Dame befahl mir und  
„schärfte mir ein, daß, an welchen Ort ich auch  
„käme, ich meine Rede hielte, damit die, so um  
„mich wären, ein gut Exempel daran nähmen,  
„und da sie mich auf Reliquien schwören liefs,  
„als ich sie verliefs, so will ich Euch lehren, wie  
„Ihr Euch von der Wurmkrankheit heilen könnt,  
„falls Ihr mich anhören wollt. Wollt Ihr? In  
„Gottes Namen!

„Da fragen mich einige, woher die Würmer  
„kommen. Ich thue Euch zu wissen, daß sie  
„von verschiedenen heißen Fleischspeisen und  
„schweren Weinen kommen. Sie entstehen im  
„Körper durch die Hitze und die Feuchtigkeit,  
„wie denn die Philosophen sagen, daß alle  
„Dinge durch Hitze und Feuchtigkeit entstehen,  
„und so kommen die Würmer in den Körper  
„und steigen bis zum Herzen und lassen Euch  
„sterben an einer Krankheit, so da heißt Herz-  
„schlag. Bekreuziget Euch! Gott behüte Euch  
„alle, Mann und Weib!

„Und das Mittel, Euch von der Wurm-  
„krankheit zu heilen? Vor Euren Augen seht  
„Ihr es, mit Euren Füßen tretet Ihr es, das  
„beste Kraut, so ist in allen vier Teilen der  
„Welt: den Beifuß. Die Frauen tragen es auf  
„dem Leibe am Johannistage und machen sich  
„Hüte daraus und sagen, daß weder Gicht noch  
„Schwindel sie packen kann, weder am Kopf  
„noch an den Füßen, noch an den Armen,  
„noch an den Händen; aber es nimmt mich  
„schier Wunder, daß der Kopf ihnen nicht platzt,  
„und daß der Körper ihnen nicht mitten ent-  
„zwei bricht — so mächtig ist das Kraut. In  
„jener Champagne, wo ich geboren wurde, nennt  
„man es Mutterkraut, das heißt die Mutter  
„aller Kräuter. Von diesem Kraut nehmt drei  
„Wurzeln, ferner fünf Salbeiblätter, neun Wege-  
„richblätter; stoft das alles in einem kupfernen

„Mörser mit einem eisernen Stößel, nehmt den  
„Saft drei Morgen auf nüchternem Magen, und  
„Ihr werdet von der Wurmkrankheit geheilt sein.

„Nun nehmt die Mützen ab, sperrt die  
„Ohren auf, seht meine Kräuter, die meine Dame  
„in dieses Land und diese Gegend schickt, und  
„da sie will, daß der Arme wie der Reiche  
„sich derselben freue, so sagte sie mir, ich sollte  
„sie für einen Heller geben, denn mancher hat  
„einen Heller in seinem Beutel, der keine fünf  
„Mark darin hat. Und sie sagte mir und be-  
„fahl mir, ich sollte einen Heller nehmen von  
„dem Gelde, das Kurs hätte in der Provinz  
„und Gegend, wohin ich käme: in Paris einen  
„Parisien, in Vienne einen Viennois, in Orléans  
„einen Orléanois, in Étampe einen Étampoisis,  
„in Bar einen Barrois, in Clermont einen Cler-  
„mondois, in Dijon einen Dijonnois, in Mâcon  
„einen Mâconnois, in Tours einen Tournois,  
„in Troyes einen Tressien, in Reims einen Reim-  
„sien, in Provins einen Provenésien, in Amiens  
„einen Monsien, in Arras einen Artésien, in  
„Mans einen Mansois, in Chartres einen Char-  
„tain, in London in England einen Sterling;  
„für Brot, für Wein zu meinem eignen Gebrauch,  
„für Heu, für Hafer zu meines Gaules Gebrauch;  
„denn wer dem Altar dient, muß vom Altar  
„leben. Und wenn da einer so arm ist, sei es  
„Mann oder Frau, daß er mir nichts geben  
„kann, er trete vor: ich will ihm die eine Hand  
„reichen um Gottes willen und die andre um  
„seiner Mutter willen, unter der Bedingung,  
„daß er von heute ab in einem Jahre eine Messe  
„singen läßt für die Seele meiner Dame, die  
„mich das Handwerk lehrte . . .

„Diese Kräuter, die dürft ihr nicht essen;  
„denn es giebt keinen Ochsen im Lande, und  
„sei er noch so stark, und kein Rofs, und sei  
„es noch so stark, das, wenn es auch nur so  
„viel wie eine Erbse auf die Zunge nähme,  
„nicht eines bösen Todes stürbe, so gewaltig  
„und bitter sind sie; und was für den Mund  
„bitter ist, ist gut für das Herz. Ihr müßt sie  
„drei Tage lang in guten Weißwein legen;

„wenn Ihr keinen weißen habt, nehmt roten; „habt Ihr keinen roten, dann nehmt braunen; „habt Ihr keinen braunen, dann nehmt hübsches „klares Wasser; denn mancher hat einen Brunnen „vor der Thür, der kein Fafs Wein im Keller „hat. Davon müßt Ihr nüchtern dreizehn „Morgen trinken. Wenn Ihr einen Morgen „verpafst, dann nehmt einen andern; verpafst „Ihr den vierten, nehmt den fünften; denn „Zauberei ist damit nicht verbunden. Und ich „sage Euch, bei der Strafe, die Gott dem Juden „Corbitatz auferlegte, der in dem Turmé Abi- „lant, drei Meilen von Jerusalem, die dreißig „Silberlinge prägte, für welche Gott verkauft „wurde, Ihr werdet von verschiedenen Krank- „heiten und von verschiedenen Schwächezu- „ständen geheilt sein: von allen Fiebern, ohne „das viertägige auszunehmen, von jeglicher „Gicht, ohne das Podagra auszunehmen; von „allen Hämorrhoiden, wenn sie Euch quälen. „Wenn mein Vater und meine Mutter auf den Tod „lügen, und sie bäten mich um das beste Kraut, „das ich ihnen bringen könnte, ich würde ihnen „dieses geben. So verkaufe ich meine Kräuter „und Salben; wer will, der nehme sie, wer „nicht will, laß es bleiben.“

Es bleibe dahingestellt, ob Rustebuef diese Pochade auf die Bestellung eines Quacksalters machte, oder ob er in lustiger Stimmung dies übermütige Boniment niederschrieb, oder ob er damit die ganze Zunft der Wunderdoktoren aufziehen wollte — jedenfalls ist die „Erberie“ ein wohlgetroffenes Konterfei der marktschreierischen Anpreisungen von Wundermitteln, wie sie noch heutzutage auf Jahrmärkten zu hören sind, und wie sie also auch schon im Mittelalter üblich waren.

Wir eilen zum Schluß. Wenn wir noch erwähnen, daß Rustebuef einige recht frostige allegorische Gedichte verfertigt hat (Renard le Bestourné — Voie de Paradis — Dit d'Ypocrisie u. a.), in denen sich der Einfluß des Rosenromans aufdringlich bemerkbar macht; wenn wir hinzufügen, daß er der Verfasser einer kleinen Zahl von lyrischen Gedichten ist,

von denen einige bei der Darlegung seines Lebens bereits erwähnt sind (La Paix Rustebuef — De la Poverté Rustebuef — La Mort Rustebuef), andere Nekrologe auf hochstehende Männer enthalten (Complainte dou Conte Huede de Nevers — Complainte dou roi de Navarre — Complainte dou Conte de Poitiers — De mon seigneur Anseau de l'Isle), andere zu Ehren der Jungfrau Maria gedichtet sind (Un Dist de Nostre Dame — L'Ave-Maria Rustebuef — De Nostre Dame — Les IX Joies Nostre Dame), so glauben wir ein übersichtliches Bild von der poetischen Thätigkeit Rustebuefs gegeben zu haben. Mag man manchmal über den Inhalt denken, wie man will, überall zeigt er sich als Meister der Sprache; es ist eine Freude zu sehen, wie er das, mit dem heutigen verglichen, noch oft ungelente Idiom handhabt, wie er — ein echter Vertreter des esprit gaulois — nie um den zutreffenden Ausdruck verlegen ist, wie er stets die geeigneten Worte findet, um Groll, Haß und Erbitterung, Ehrfurcht, Demut und Zerknirschung, übermütigen Witz und scharfe Satire auszudrücken. Und mit dieser Beherrschung der Sprache verbindet er gleiche Meisterschaft der Form: den schnell dahin hüpfenden Achtsilbner braucht er ebenso gewandt, als die Strophe mit ihren verzwickten Reimen; Bilder, Wortspiele jagen einander, und wenn sie auch nicht immer vom besten Tone zeugen, so doch von der geistigen Lebendigkeit und Biagsamkeit des Dichters. \*)

Rustebuef ist wahrlich eine Erscheinung des französischen Mittelalters, welche der Beachtung der Litteraturfreunde würdig ist; ihn auch einem größeren Publikum näher zu bringen, ist der Zweck der vorstehenden, auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erhebenden Abhandlung.

\*) Vergl. die S. 3 angeführte Abhandlung von Jordan, Metrik und Sprache Rustebuefs in Franco-Gallia V, und P. Tjaden, Untersuchungen über die Poetik Rustebuefs. Marburg 1885.

„Calabrien, Toscana, Terra di I  
 „land, Sachsen, Gascogne, Spani  
 „pagne, Burgund, in den Ardenn  
 „wilden Tiere zu töten und Salb  
 „gewinnen als Medizin für die  
 „im Leibe haben. Die Dame  
 „schärfte mir ein, daß, an welch  
 „käme, ich meine Rede hielte, d  
 „mich wären, ein gut Exempel  
 „und da sie mich auf Reliquien  
 „als ich sie verlief, so will ich E  
 „Ihr Euch von der Wurmkrankhe  
 „falls Ihr mich anhören wollt.  
 „Gottes Namen!

„Da fragen mich einige, wol  
 „kommen. Ich thue Euch zu v  
 „von verschiedenen heißen Fléi  
 „schweren Weinen kommen. S  
 „Körper durch die Hitze und di  
 „wie denn die Philosophen sa  
 „Dinge durch Hitze und Feuchti  
 „und so kommen die Würmer i  
 „und steigen bis zum Herzen u  
 „sterben an einer Krankheit, so  
 „schlag. Bekreuziget Euch! Go  
 „alle, Mann und Weib!

„Und das Mittel, Euch v  
 „krankheit zu heilen? Vor Eur  
 „Ihr es, mit Euren Füßen tre  
 „beste Kraut, so ist in allen v  
 „Welt: den Beifuß. Die Frauer  
 „dem Leibe am Johannistage ur  
 „Hüte daraus und sagen, daß we  
 „Schwindel sie packen kann, w  
 „noch an den Füßen, noch a  
 „noch an den Händen; aber  
 „schie Wunder, daß der Kopf ih  
 „und daß der Körper ihnen ni  
 „zwei bricht — so mächtig ist  
 „jener Champagne, wo ich gebore  
 „man es Mutterkraut, das heil  
 „aller Kräuter. Von diesem Kr  
 „Wurzeln, ferner fünf Salbeiblät  
 „richblätter; stofst das alles in e



em eisernen Stößel, nehmt den  
 en auf nüchternem Magen, und  
 der Wurmkrankheit geheilt sein.  
 at die Mützen ab, sperrt die  
 meine Kräuter, die meine Dame  
 und diese Gegend schickt, und  
 afs der Arme wie der Reiche  
 freue, so sagte sie mir, ich sollte  
 Heller geben, denn mancher hat  
 seinem Beutel, der keine fünf  
 t. Und sie sagte mir und be  
 sollte einen Heller nehmen von  
 as Kurs hätte in der Provinz  
 wohin ich käme: in Paris einen  
 ne einen Viennois, in Orléans  
 s, in Étampe einen Étampoiois,  
 garrois, in Clermont einen Cler  
 rignon einen Dijonnois, in Mâcon  
 ois, in Tours einen Tournois,  
 Tressien, in Reims einen Reim  
 s einen Provenésien, in Amiens  
 in Arras einen Artésien, in  
 ansois, in Chartres einen Char  
 n in England einen Sterling;  
 ein zu meinem eignen Gebrauch,  
 fer zu meines Gaules Gebrauch;  
 n Altar dient, muß vom Altar  
 enn da einer so arm ist, sei es  
 rau, daß er mir nichts geben  
 vor: ich will ihm die eine Hand  
 ottes willen und die andre um  
 willen, unter der Bedingung,  
 te ab in einem Jahre eine Messe  
 r die Seele meiner Dame, die  
 lwerk lehrte . . .  
 uter, die dürft ihr nicht essen;  
 keinen Ochsen im Lande, und  
 stark, und kein Roß, und sei  
 ck, das, wenn es auch nur so  
 Erbse auf die Zunge nähme,  
 sen Todes stürbe, so gewaltig  
 d sie; und was für den Mund  
 ut für das Herz. Ihr müßt sie  
 g in guten Weißwein legen;